

kann keiner. Da sieht man, wo die Gefahr liegt und eine eigenständige indische Theologie zu beginnen hat: Sie müssen das A.T. zu lesen anfangen ! Ohne seine Kenntnis gibt es keine Theologie, nicht wahr ?! Es gibt hier keine Juden, daß man sie mit der Gemeinde in Kontakt bringen könnte, und auch, wo sie leben, weiß so gut wie niemand, daß sie Juden sind. Sie treten in diesem Nationenwirrwarr eben nicht besonders hervor. Gerade darum ist eine Kenntnis des A.T. besonders notwendig. - Wenn meine Studenten doch nur einmal aufhören möchten, alles gläubig hinzunehmen, was ihnen gesagt wird! Sie müssen doch lernen, die Gabe der Unterscheidung der Geister zu gebrauchen. Einige fangen damit schon an. Und dabei verdichtet sich mein Eindruck immer mehr, daß diese Kirche hier in eine ganz neue Situation hineinkommt, ja im Grunde schon hineingekommen ist, dabei aber kämpfen sie immer noch mit Taschenmessern gegen Atombomben ! Möge Gott noch ein paar "Tage" der Ruhe schenken und den Verstand zur Erkenntnis seiner Gaben. Ich glaube, daß sie vorhanden sind. Vielleicht ist es ja auch Sein Plan, diese Gaben durch Atombomben zu beleuchten und so in das rechte Licht zu stellen...

Ranchi, 15. Oktober 51

... Für 2 1/2 Tage war ich nun in Govindpur zu einer Jugendrüstzeit, die von etwa 130 Jungen und Mädchen besucht war. Dieser Ort ist die Zentrale der Mundas. Da habe ich nun im ganzen 10 Stunden in Hindi Vorträge gehalten und Diskussionen geleitet. Eine viehische Arbeit, aber auch eine gute Praxis ! Nun bin ich wenigstens so weit, daß ich meine Gedanken in Hindi ausdrücken kann, wenn ich im deutschen Denken weiß, was ich sagen will. Auch die Predigt am 30. 9. ging ganz gut und hat das Ergebnis, daß nun alle Leute mit uns Hindi reden...

Es gibt hier in Indien keinen irgendwie auch nur einigermaßen mit den Verhältnissen wirklich vertrauten Mann, der die Gefahr des Kommunismus nicht an die Wand malt. Und dieses geschieht nicht nur aus einem verständlichen Zweckpessimismus heraus. Amerika spendiert nicht umsonst Millionen, und die ganze Politik Nehrus geht darauf aus, diese Gefahr zu bannen. Das ganze Pathos seiner sozialistischen Maßnahmen und neuerdings seiner Pressegesetze zielt darauf, den Kommunisten den Wind aus den Segeln zu nehmen, im Grunde genommen auch seine Neutralitätspolitik. Ich meine, daß er die Sache genau an der richtigen Stelle anpackt, und es wäre katastrophal, wenn der "Sand" - Hinduismus, Korruption, Kommunalismus (Nationalismus der Kasten und Stämme) und orientalischer Gleichmut - seine Aktionen zu sehr verzögerte. Die Industrialisierung geht mit Riesenschritten vorwärts. Nehru versucht, sie wenigstens zu bremsen, um zu verhindern, daß sie sich überschlägt. Aber die Maschine hat nun einmal ihr eigenes Gesetz, und Indien kann sich gar nicht ernähren, wenn es nicht seinen ungeheuren Reichtum industriell ausbaute. Außerdem sind alle Anzeichen der Vermassung reichlich vorhanden. Und in Verbindung damit die Auflösung der bisher tragenden soziologischen Bindungen. Es gibt keine große Stadt in Indien, die nicht innerhalb

der letzten 10 Jahre ihre Einwohnerzahl verdoppelt hätte. Bauernarbeit gilt mehr und mehr als unergiebig. Durch das überhastete Bildungsprogramm werden Wünsche angeregt, die der Staat so noch gar nicht erfüllen kann. Auch hier gibt es in immer stärkerem Ausmaß ein Bildungsproletariat, und das Land wird überschwemmt mit legaler und noch mehr mit illegaler kommunistischer Literatur. Es ist gar kein Zweifel: die Massen Indiens kommen in Bewegung, wohin wissen sie alle nicht, und Rußland erscheint von hier aus auch dem Nichtkommunisten als die Führungsmacht eines sich von den kolonialen Fesseln befreienden Asiens.

Und hier nun unsere Kirche mit entsetzlich harmlosen und langweiligen Predigten ! Je mehr ich davon verstehe, umso entsetzter bin ich. Es ist ganz erstaunlich, daß die Leute so etwas noch mit großer Treue anhören. Es ist außer ein paar mehr oder weniger richtigen Formeln nichts. Und wo etwas Besonderes herauskommt, da ist es Schwärmerei, Übernahme hinduistischer, buddhistischer und selbst animistischer Ideen. Darüber werdet Ihr noch genug von mir zu hören bekommen. Natürlich gibt es auch ein paar Ausnahmen. Man kennt hier keine praktische Betätigung, keine Nachbarschaft, keine Verantwortlichkeit über den Kreis der Familie hinaus. Ich habe mich natürlich gefragt, wie es eigentlich kommt, daß diese Leute überhaupt noch zusammenhalten und so etwas wie eine Gemeinde darstellen. An dem Sonntag, an welchem ich eingeführt wurde, wurde ein junges Mädchen wegen Ehebruchs aus der Gemeinde ausgeschlossen. Ein Vierteljahr später nahm man sie wieder auf, vor der ganzen Gemeinde, für das arme Mädchen eine schreckliche Tortur. Warum nahm sie das auf sich ? War es etwa ein Zeichen der Stärke der Gemeinde und des Wortes Gottes ? Nein ! Ausgeschlossen aus der Kirche kann sie gar nicht existieren. Dann ist sie ohne Kaste ! Die Kirche ist nämlich zu einer Kaste geworden. Die lutherische Kirche gilt unter den Adivasis als eine der besten Kasten, der Übertritt in die christliche Gemeinde ist meistens mit einer gesellschaftlichen Erhöhung verbunden. Die Möglichkeit eines Austritts besteht praktisch nicht. Hier liegt die diktatorische Gewalt der Gemeinden, vieler Pastoren und in gewissem Sinne auch der Kirchenleitung. Das darf man niemals übersehen, wenn man statistische Zahlen liest. Wofür begeistern sich die Christen der Gemeinden ? Es gibt keine Diskussion, kein leidenschaftliches Diskutieren Nächte hindurch. Wenn sie zuhören, tun sie es dumpf und stumpf, immer bereit zur gemäßigten Zustimmung, ob nun Unsinn gesagt wird oder Sinnvolles, autoritätsgläubig, ohne kritische Lust - selbst junge Leute. Es gibt nur verhältnismäßig wenige Ausnahmen. Das einzige, was sie bis zur Siedehitze treiben kann, ist Politik, und zwar in einem bestimmten Fall: Wenn es sich nämlich um "Jharkhand" handelt. Das ist die berühmte oder berüchtigte Adivasi-Bewegung. Die Adivasis Orissas und Bihars, ein stattlicher Haufen, verlangen innerhalb des indischen Staates ihre eigene Provinz, weil sie sich von den Hindus ständig überrollt fühlen, was auch meistens den Tatsachen entspricht. Nun ist dieses "Jharkhand" (der fast mythische Name dieses Adivasisstaates) aber ein großes Problem. Einmal

kann man berechnete Zweifel haben, ob die Adivasis zur Selbstregierung fähig sind, d. h. ob sie genug Leute haben, um die nötigen Posten zu besetzen. Dieser Staat würde vermutlich in einem gewaltigen Kuddelmuddel untergehen. Zweitens kann sich der indische Staat es gar nicht leisten, daß diese Provinzen oder Staaten nicht anständig funktionieren, weil sich in diesen Gebieten hauptsächlich die reichsten Bodenschätze und Fabriken, darunter auch Tatanagar, befinden. Unsere Pastoren rechnen sich eine reelle Chance aus, in Jharkhand dann führende Politiker zu werden. An solchen Sehnsüchten merkt man, wie arm und leer und voller Illusionen sie sind. Hier sind sie alle begeistert. Hier neigen sie sogar zu Gewalttaten. Hier sind sie drauf und dran, das Evangelium mit ihrer Politik zu vermischen. Keine Theologie kann eine kräftige Irrlehre auskommen, die sie sich zum Gegner erlaubt. Diese Irrlehre aber ist so dürftig, daß sich daran leider keine Theologie entzünden wird. Also wo man auch hinführt: Sand! Man weiß nicht, wo man anfangen soll zu bauen. Die einzige Hoffnung bleibt, sich einen Haufen von pfiffigen Leuten anzulachen, mit denen man auch gut Freund werden kann, ob sie nun im Dienst der organisierten Kirche stehen oder nicht. Diese können dann wohl den Sauerteig abgeben, der die Kirche und ihre Leitung zwingt, Qualitäten zu entwickeln. - Soweit ich sehen kann, ist auch den Begeisterungsfähigsten noch niemals etwas geboten worden, woran sie sich entzünden konnten. So erwarten sie auch gar nichts Schwungvolles mehr vom Evangelium, von einer Predigt oder von irgendeiner theologischen Veranstaltung... Nach menschlichem Ermessen müßte diese Kirche aus Mangel an Gottes Wort zugrunde gehen, zumal die Stütze, die sie im Kastenwesen hat, in Bälde morsch sein wird. Zum Glück ist ja aber der liebe Gott der Herr der Kirche, und wer weiß, was der sich noch für Pfiffigkeiten ausdenken wird, um Bewegung zu machen.

Ranchi, 30. Oktober 1951

Wie glücklich bin ich, nun aus vollem Herzen von einer wunderschönen Sache berichten zu können: dem Munda-Jubiläum. Mehr als 20.000 Menschen waren versammelt. Sie bildeten eine einzige große Gemeinde, ja, eine Familie. Natürlich hat uns nicht die Masse begeistert. Wir hatten ähnlich wie beim Berliner Kirchentag einige Bedenken. Uns beglückte vielmehr der Geist, in dem die vielen Menschen dort versammelt waren und auf ihre Weise Gott Dank zu sagen versuchten. Diese 20.000 Menschen waren auch gar keine Masse; alle Kennzeichen eines Massenaufmarsches fehlten. Es war wirklich eine geistliche Gemeinschaft, und es wurde auf geistliche Weise das Angesicht Gottes gesucht. Eine der Hauptveranstaltungen war das Abendmahl. Mindestens 5000 Menschen nahmen daran teil. Selten habe ich soviel gesammelte Aufmerksamkeit und soviel Gemeinschaft gesehen wie hier. Alles ging völlig ohne Hast und ohne jeden Mißklang.

Das Jubiläum fand am 26. und 27. Oktober statt, weil am 26. Oktober 1851 die beiden ersten Angehörigen der Mundas getauft wurden. Ihre Nachkommen gingen bei dem Festzug unmittelbar hinter der zu diesem Fest extra angefertigten Fahne einher. Heute gibt es innerhalb der

Goßner-Kirche etwa 100.000 Mundas. Es ist ja wohl bekannt, daß in unserer Kirche hier immer die Spaltung zwischen Mundas und Uraos gedroht hat. Diese Gefahr geht immer von den Mundas aus, weil sie sich von den Uraos, die auch heute die Führungsschicht bilden, überfahren fühlen. Das Vorhandensein dieser beiden Gruppen stellt in der Tat ein nicht einfaches Problem dar. Beide Stämme sprechen eine völlig andere Sprache. Für den Verkehr miteinander sind sie auf Hindi angewiesen. So ist es denn auch praktisch ganz unmöglich, daß Leute aus den verschiedenen Stämmen heiraten....

Die Organisation klappte ganz ausgezeichnet. Sie lag in den Händen von Kandulna und Professor Horo. Kandulna ist Großgrundbesitzer und arbeitet als einer der Hauptmanager in dem großen Tata-Konzern in Tatanagar. Horo ist Gymnasiallehrer in Hazaribagh. Er dirigierte die 20.000 Menschen geradezu souverän. Neben beiden stand ein Stab von etwa 20 Leuten, die mit großem Geschick und Geschmack dafür sorgten, daß keine Panne entstand. Alle Zeiten wurden exakt eingehalten. Das ist hier fast ein Wunder. Diese Organisation und die Haltung der 20.000 ließ das ganze Fest in geradezu vorbildlicher Ruhe vonstatten gehen. Wir haben niemals ein lautes Wort gehört, nicht einmal laute Rufe und Juchzer. An keiner Stelle gab es Zank oder Streit. Ich hätte sowas für unmöglich gehalten, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte...

Es war also bemerkenswert ruhig - mit einer Ausnahme allerdings: die Nächte waren laut. Wir waren zwei Nächte dort. Eine davon habe ich mir um die Ohren geschlagen. Mit Einbrechen der Dunkelheit begannen nämlich die Bhajans (geistliche Volkslieder etwa) - und zwar nun in der Nacht die ganz echten und urtümlichen. In den Gottesdiensten singen sie sie auch. Wir waren schon immer begeistert, wenn wir sie hörten, weil sie hier in diesem Lande viel, viel echter und vor allem auch schöner sind als die Nachahmung unserer europäischen Melodien. Aber die Gottesdienst-Bhajans stellen nachgewiesenermaßen eine kultivierte Form dieser Gesänge dar. Da bestehen sie auch aus mehreren Versen wie unsere Lieder und einem möglichst oft gesungenen Refrain. Hier nun in den Nächten sangen sie nur noch die besonders schwungvollen Refrains, eine Folge von 8 bis 10 Tönen, die immer, immer wieder wiederholt werden. Der Melodienbogen ist ganz einfach, als höchstes Intervall die Quinte, meistens nur Terzen. Dabei verbinden sie die Töne miteinander, ohne zu schleifen oder etwa zu jaulen. Und dies geschieht auf eine Weise, die es uns fast unmöglich macht, solche Bhajans mitzusingen. Jede Tonfolge hat mindestens einen besonders hohen Ton, auf den sich dann immer alle Begeisterung und Kraft konzentriert. Aber die Hauptsache sind gar nicht die Melodien, auch nicht ihre Texte - die Texte sind immer christlich, während die Bhajans der Heiden meist von deftiger Sexualität strotzen -, sondern der Rhythmus. Zu einem ordentlichen Bhajan gehören ein paar Handtrommeln, ein paar kleine Schellen, vielleicht auch noch ein paar Klingeln und Klappern, ähnlich den Kastagnetten, und das rhythmische Händeklatschen. Der Klang der Trommeln ist ganz dumpf. Sie werden in einem ganz eigen-

tümlichen Rhythmus geschlagen, der nicht nur wie uns alten Militäristen in die Beine geht, sondern in alle Nerven. Bei ihrem Klang kommen die Sänger allmählich immer mehr in einen zuckenden Rhythmus, der Klang der Trommeln wird immer aufreizender und wilder. Haben sie am Anfang zum Händeklatschen nur den Körper gewiegt, so fangen sie nach zwei bis drei Stunden an, mit dem ganzen Körper konvulsivisch zu zucken und werfen die Köpfe, daß die Haare fliegen. Ein tolles Bild und eine tolle Musik... Als ich das sah, wurde mir wieder einmal deutlich, daß ich nicht nur in einem anderen Land, auf einem andern Kontinent mich befand, sondern auch in einer anderen Kirche - hier mache ich aber ein Fragezeichen. Ich habe sehr an David vor der Bundeslade und an Elia vor dem Wagen Ahabs gedacht. Ich hatte den Eindruck, daß auch dieses Außer-sich-sein zum Lobe Gottes ist; wenn ich auch an Paulus gedacht habe, der meinte, daß unser Hauptamt darin besteht, mit vernünftigen Worten die großen Taten Gottes zu verkündigen.

Die Hauptveranstaltungen waren: eine Prozession aller Teilnehmer und der Hauptgottesdienst. Unter dem Geläut der beiden Glocken der Kirche von Govindpur und unter ständigem Singen zogen wir rings um den Compound von Govindpur und durch die Kirche. Hier wurde die Festkollekte eingesammelt. Die meisten gaben ein Taschentuch voll Reis. Und dann ging es weiter zu dem Erinnerungsstein, einem Kreuz aus Marmor dicht neben der Kirche, das in einem feierlichen Akt eingeweiht wurde. Der Zug war über eine Stunde lang. Anschließend war dann auf dem eigentlichen Festplatz der Hauptgottesdienst mit Liturgie in Mundari und der Predigt von Joel Lakra in Hindi. Am nächsten Tage vormittags feierten wir dann das große Abendmahl, zu dem wirklich Gäste aus dem Dschangel, von den Zäunen und Hecken der Welt, kamen. 12 Pastoren teilten von 6 Altären aus. Die Zahl der Pastoren und die der Teilnehmer waren nicht organisiert. Es fehlten auch die 12 Körbe mit Brocken, aber das Volk hatte sich gelagert. Und ich glaube, daß Brot und Wein bei diesem Mahl durch die Hände unseres Herrn gegangen sind. Nur daß es damals keine Lautsprecher gab.

2) Bei allen Veranstaltungen waren viele Heiden der Umgebung zugegen. 5 heidnische Dorfführer aus einem weiter entfernt liegenden Gebiet waren sogar als Gäste des Komitees eingeladen, da sie darum gebeten hatten. Sie alle staunten gewaltig, weil ihr Argument: "Ohne die Weißen seid ihr wie ein Wagen ohne Ochsen", hier so schlagend widerlegt wurde.

Ich selbst war mit der Enthüllung des Steines beauftragt, brachte die Grüße des Kuratoriums und präsiidierte bei der Preisverteilung. Mein Hindi war nicht sehr doll. Es ist eben doch auch im indischen Dschangel etwas Besonderes, wenn man zu 20.000 Menschen sprechen soll. Du wirst lachen, ich hatte Hemmungen! Wir wurden von allen ausgesprochen taktvoll behandelt. Denn es ist für eine Autonome Kirche, die so lange von Missionaren ausgesprochen regiert worden ist, eine Frage des Taktes und Geschmacks, wie sie sie jetzt behandeln. Man gab uns als den Vertretern derjenigen Männer, die

③ einmal das Evangelium zu diesen Menschen gebracht hatten, einen respektvollen Platz und behandelte uns, wie man Brüder behandelt. Die ganze Atmosphäre, mit der man uns umgab, war eine einzige Einladung zu herzlicher Freundschaft. Das war fein. Ich muß gestehen, daß ich mich hier in Indien noch nie so wohl gefühlt habe wie in diesen Tagen. Ich hatte zum ersten Mal das Gefühl einer echten Begegnung mit Menschen und Freunden und fühlte mich zum ersten Mal als Glied einer Kirche. Ich habe auch zum ersten Mal die Gewißheit, daß hier keine Arbeit vergeblich gewesen ist und auch nicht ist. Es sind genügend Leute da, die in der Lage sind, all der schlummernden Kraft zum Ausbruch zu verhelfen, und die gewillt sind, ihre Gaben auch im wirklichen Dienst einzusetzen, ohne durch Eitelkeit und Unehrllichkeit immer gleich den Wurm mit der Wurzel mitzupflanzen.

④ Interessant war auch die Wirkung dieser Tage bei zwei Santals, die als Repräsentanten ihrer Kirche gekommen waren. Die Santals sind ein Adivasi-Stamm, der hauptsächlich in Bengalen, aber auch an der Küste Orissas und dort in engem Kontakt mit unseren Leuten lebt. Unter ihnen arbeiten norwegische und amerikanische Lutheraner. Zu ihrer Kirche gehören jetzt - wenn ich mich nicht irre - etwa 40.000 Christen. Und auf diesem Feld arbeiten immer noch 60 Missionare. Und das bedeutet: dort wird noch alles von den Missionaren arrangiert und gesteuert. Diese Santal-Brüder sperrten nun Mund und Nase auf, denn so etwas hatten sie noch nicht erlebt und bisher auch für unmöglich gehalten. Sie konnten sich gar nicht darüber beruhigen, daß wir Missionare so eine nach ihren Begriffen untergeordnete Rolle spielten. Sie standen ganz unter dem Eindruck, daß das Wort Gottes auch ohne Missionare eine Kraft ist. Ich empfinde es hier draußen auch beinahe schon als Witz, daß alle großen Missionsgesellschaften, die soviel und laut von sich reden machen, auch nicht annähernd dieses Ziel erreicht haben: eine selbständige Kirche auf indischem Boden mit indischem Gesicht, eine indische Antwort auf die großen Taten Gottes. Das meine ich, einmal sagen zu müssen, nachdem Ihr so viele Worte der Kritik von mir gehört habt.

- - - - -

Drucksache

Herrn

Pfarrer Frothaus

Oberbäumchen

Post Beendorf - Bründe (Westf.)



Gossnersche Missionsgesellschaft

Berlin-Friedenau

Stubenrauchstr. 12

Gossner
Mission

A b s c h r i f t .

Die Gossnerkirche von Chota Nagpur und Assam 1953.

So gewiss die Kennzeichen der Kirche die Verkündigung des Wortes Gottes und die rechte Verwaltung der Sakramente sind, so gewiss ist die Gossnerkirche eine Kirche. Denn in ihr wird heute das Evangelium von Christus gepredigt, und die Sakramente der Taufe und des Abendmahls werden schriftgemäss gefeiert. Das geschieht, auch ohne dass die Missionare einen bestimmenden Einfluss auf das Leben der Kirche haben. Unsere indischen Brüder halten von sich aus an einer christozentrischen Predigt fest, allen ist der Satz von der Rechtfertigung aus dem Glauben der Anfang und das Ende ihres theologischen Wissens. Sie verstehen und feiern die Taufe als die Gabe des Reiches Gottes an uns. Das Abendmahl ist ihnen die Gemeinschaft mit Jesus Christus und vermittelt ihnen die Vergebung der Sünde im Glauben. Sie haben einige christliche Sitten entwickelt oder festgehalten, die schöner sind als die Sitten ihrer europäischen Mutterkirchen. So sammeln sie z. B. die Kollekte mitten im Gottesdienst ein und bringen sie vor der ganzen Gemeinde Gott zum Opfer. Und wer von schwerer Krankheit genesen ist, fordert die ganze Gemeinde auf, mit ihm zusammen öffentlich und im Gottesdienst Gott Dank zu sagen. In der Liturgie ist für dieses Stück ein besonderer Platz gegeben, und so singt denn der Genesene mit seinen Angehörigen und Freunden vor dem Altar und die ganze Gemeinde stehend mit ihm einige Dankesverse, und schliesst sich mit ihm im Gebet zusammen. Wer all dies als Abgesandter der Mutterkirche beobachtet, kann nur dankbar dafür sein, dass Gott uns an der Errichtung dieser Kirche mit hat arbeiten lassen. Und wenn er sich all der Fehler und Schwächen erinnert, die sicher auch die Arbeit der Missionare verdunkelt haben, weiss er um so besser, dass Gott durch Seinen Geist Seine Kirche baut, wo und wie er will. Und das wird ihm zum Trost.

YDenn auch die Gossnerkirche gehört zu der Kirche, die wir nicht sehen, an die wir aber glauben. Wir glauben, dass Gott sie erbaut hat, und dass der Herr Christus sie regiert, obwohl wir die Fehler der Menschen und die Schwäche ihrer Organisation und ihrer Arbeit klar vor Augen haben. Wenn wir jetzt von diesen Fehlern und Schwächen reden, soll es dazu dienen, Das Lob Gottes um so klarer zu bezeugen, und um Sein gnädiges Handeln um so deutlicher hervortreten zu lassen.

Die Predigt in der Gossnerkirche ist christozentrisch. Aber sehr oft, ja meistens bleibt diese Christusverkündigung formelhaft. Das luegt wohl daran, dass diese Predigten auf das Grosse und Ganze gesehen nicht textgebunden sind. Der Text wird verlesen, der Prediger geht in ein paar Sätzen auf ihn ein, um dann an ein Stichwort anknüpfend in immer genau drei Teilen seine eigenen Gedanken zu entwickeln. Schniewins nannte diesen Typ: Rollfeldpredigten, in denen der Text das Rollfeld abgibt, das nur dazu dient, es möglichst schnell zu verlassen, um sich dann dem freien Spiel der eigenen Gedanken hinzugeben. Auch Themapredigten können biblisch sein. Aber in dieser " jungen Kirche " zeigen sich auch alle ihre Gefahren. Da es sich um Themen handelt, die der Prediger glaubt im Kopf zu haben, bereitet er sich kaum vor. Die genaue Exegese des biblischen Textes ist ja kein wesentlicher Bestandteil seiner Ausführungen. Ich weiss in der ganzen Kirche nur von zwei oder drei Pastoren, die bei der Vorbereitung mehr oder weniger regelmässig von ihrem griechischen Neuen Testament und ihren griechischen Kenntnissen Gebrauch machen. Ohne exegetische Vorbereitung haben sich aber die Themen sehr schnell erschöpft, und so hören denn die Gemeinden von ihren Pastoren und Kato-

cheten praktisch Sonntag für Sonntag dieselben Predigten. Die ganze Gemeinde weiss schon am Anfang, wie es am Ende ausgehen wird. Wenn die Kirchen trotzdem noch immer gefüllt sind, liegt es daran, dass niemand ein Fernbleiben vom Gottesdienst glaubt riskieren zu können - um der Anderen willen, und um des möglichen göttlichen Zornes willen. Die Jugend, besonders in den zur Kritik erziehenden Städten, reagiert aber schon anders: auch sie kommen noch, verlassen aber ungeniert das Haus, wenn es ihnen zu langweilig wird. In Ranchi ist während des Gottesdienstes ein ständiges Gehen. Gelegentliche schüchterne Kritik von Nicht-Pastoren wird von den Kritisierten als Einmischung in ein fremdes Amt angesehen und entsprechend überschrien oder mit Androhung von Kirchenzuchtmaßnahmen zum Schweigen gebracht.

Aus dem Gesagten wird schon deutlich geworden sein, dass Theologie und theologische Arbeit in dieser Kirche kaum eine Rolle spielen. Man begnügt sich im Allgemeinen mit zwei oder drei theologischen Sätzen - und diese sind dann ebenso formelhaft wie die christologischen Zentralaussagen am Eingang der Predigten -, um sich einigermaßen gegen andere Kirchen und Konfessionen abzugrenzen, besonders gegen die Römische Kirche, gegen die Anglikaner und die Baptisten, die in unserem Gebiet praktisch allein in Frage kommen. Es ist darum reichlich problematisch, wenn sich diese Kirche lutherisch nennt. Die Arbeit Luthers ist praktisch unbekannt und ungenannt und die lutherischen Bekenntnisse spielen einfach keine Rolle, weil sie niemand kennt. Durch diesen Mangel an Theologie ist aber auch jede echte Begegnung mit den anderen Kirchen in Indien, jede echte Zusammenarbeit und jede echte Angrenzung unmöglich; in Grunde genommen auch jeder andere echte ökumenische Kontakt, der über nominelle Teilnahme an Konferenzen hinausgeht. Es gibt aufmerksame Beobachter, welche die berühmte südindische Union auf diesem typischen Mangel an Theologie eher gegründet sehen als auf einer Gemeinschaft von Leuten, die trotz ihrer verschiedenen theologischen Ausgangspunkte zusammenarbeiten wollen. - Die Kirche hat noch nicht einmal den kirchengeschichtlichen ersten Schritt in Richtung auf die Bildung einer Theologie getan: sie hat noch keine Apologie und Polemik gegen das umgebende Heidentum entwickelt. Hier begnügt man sich mit der Wiederholung einiger Redewendungen aus der Zeit der Missionare und diese drückeneher die Überlegenheit der europäischen Aufklärung über den finsternen asiatischen Aberglauben als eine theologische Selbstbesinnung aus. Solch Mangel kann aber auch eigentlich gar nicht überraschen. Die Pastoren studieren keine Bücher. Sie können es garnicht, weil sie kaum englisch können; und in Hindi gibt es einfach noch keine theologische Literatur, die diesen Namen verdient. Sie könnten sich auch wohl gar keine Bücher leisten, weil sie viel zu arm sind. Die Kirche unternimmt aber auch nichts, um diesen gefährlichen Mangel abzuhefen. Bei gelegentlichen Pfarrkonventen oder der Mahasabha denkt man kaum daran, theologisch zu arbeiten, und die Pastorenkurse, die es einmal gab, sind eingestellt worden, weil dafür kein Geld zu finden war. Es gibt seit Jahren keine Ausbildungsstätte für Katechisten mehr. Auch wegen des Geldmangels. Darum stellt man neue Katechisten einfach ohne Ausbildung ein. Diese Katechisten tragen aber die Hauptlast der Gemeindearbeit und der wirklichen Missionsarbeit. Die Pastoren spielen eher die Rolle von Superintendents kleiner Kirchenkreise. Selbst dort also, wo eine bescheidene theologische Arbeit möglich wäre, spart die Kirche zugunsten anderer Unternehmungen. Auch das theologische Seminar erhält viel zu wenig Geld, als dass damit ein ordentlicher Betrieb durchgeführt werden könnte. Wenn wir nicht den Mut hätten, manchmal einfach Schulden zu machen und das C.C. vor vollendete Tatsachen zu stellen, hätten wir in den zwei Jahren meiner Tätigkeit dort schon mehr als ein Mal schliessen müssen. Ohnehin müssen wir die Ferien aus Geldmangel fast immer ungebührlich verlängern.

Zu dieser Mangelercheinung gehört, dass so gut wie gar kein Verhältnis zum Alten Testament besteht. Es wird nie über alttestamentliche Texte gepredigt, überhaupt sind nur ein paar Texte aus den Geschichtsbüchern und aus den Psalmen wirklich bekannt. Aber auch diese Texte werden natürlich nicht interpretiert, sondern gelegentlich nur als Beispiele für christlichen Lebenswandel angeboten oder als Ausdruck einer gewissen Lebensstimmung in gewissen Situationen liturgisch verwandt. Die Verkündigung der Kirche ist ohne wirklichen Kontakt mit dem A.T. Vielleicht ist sie deshalb oft so blutleer, uninteressant und beziehungslos.

Neben der Exegese der Schrift, für die eine anständige theologische Arbeit vorbereitet, hat die kirchliche Verkündigung noch eine zweite Voraussetzung: den seelsorgerlichen Bezug, der Gottes Wort und Tat dem gegenwärtigen Hörerzuspricht und Gottes Anspruch an ihn in deutlicher Weisung erhebt. Auch hier zeigt sich in der Gossnerkirche oft ein gefährlicher Mangel. Es kommt nur sehr selten zur Tröstung und zur Ermahnung, nicht einmal zu deren kläglichem Ersatz: der Situationsanalyse oder dem "moralischen Schwänzchen". Es hat bei allgemeinen Zielangaben wie "Liebe üben", "Vergeben" u. dgl. sein Bewenden, und dem Hörer wird nicht geholfen, indem ihm gesagt wird, was das Wort Gottes für ihn hier und heute bedeutet. So ist es denn kein Wunder, dass bei einer so schwächlichen Verkündigung des Wortes Gottes die notwendige Antwort ebenso schwächlich ausfällt - es gibt in dieser Kirche kaum eine christliche Ethik. Natürlich ist diese Kirche nicht ohne gewisse ethische Anweisungen und Regeln. Aber diese stehen in gar keinem Zusammenhang mit den geschriebenen oder gepredigten Wort. Sie sind nicht aus der Interpretation der Schrift gewonnen. Es kommt nahezu niemand auf den Gedanken, bei praktischen Entscheidungen die Schrift zu befragen. Das tägliche Leben der Christen spielt sich gewissermaßen ausserhalb und neben den Taten Gottes und ihrer Bezeugung ab. Als Wirkungsbereich christlichen Verhaltens wird lediglich die in der Kirche organisierte Lebens- und Volksgemeinschaft angesehen. Ethische Autorität ist darum das C.C., d.h. praktisch die persönlichen Entscheidungen des Präsidenten und der einzelnen Pfarrer. Ihre Waffe ist die Exkommunikation, welche die Pfarrer allein aussprechen, nachdem sie dem Gemeindefürsorge ihren Plan vorgetragen haben. Sie sind hierbei an keine Weisungen des Kirchenrates gebunden. Der beliebteste terminus des Präsidenten und der Pastoren in diesem Zusammenhang ist: "Disziplin". Die Exkommunikation ist eine Waffe zur Aufrechterhaltung der kirchlichen Disziplin. Wenn sie bei Zauberei und Götzendienst und erwiesenen Ehebruch oder Hurerei angewandt wird, könnte man noch von einer geistlichen Handhabung einer solchen schweren Entscheidung sprechen. Doch ist schon die kirchliche Strafe für Hurerei eine reichlich problematische Angelegenheit. Denn auch in der heidnischen Dorfgemeinschaft wird hier ganz rigoros auf Ordnung gesehen, um den Bestand der Familiengemeinschaft (Clan) und des Stammes zu schützen. Auch die Heiden stossen also Ehebrecher rücksichtslos aus der Stammes- und Dorfgemeinschaft aus. Das ist aber bei der indischen sozialen Ordnung ein Todesurteil. Ein Mensch ohne Stamm (oder bei den Hindus: ohne Kaste) kann nicht leben, weil er nun vogelfrei ist, keine Arbeit mehr findet, nirgends mehr aufgenommen wird. Er kann höchstens noch ein Räuber werden. Für den Christen ist nun die Gemeinschaft der Kirche an die Stelle des Stammes oder der Kaste getreten. Mit seinem Christ-Werden ist er aus der sozialen Gemeinschaft des Stammes ausgeschieden; aber die Kirche ist seine neue Heimat, sein neuer Stamm, seine neue Kaste geworden. Für viele der heutigen Konvertiten bedeutet die Taufe den Eintritt in eine neue höhere Kaste. Darum kommt die Exkommunikation - wenigstens gegenwärtig - beinahe noch einem Todesurteil gleich. Darum tut

aber auch jeder Exkommunizierte zum frühest möglichen Termin öffentlich Busse und vertraut dabei darauf, dass es ja nun glücklicherweise die Pflicht der Christen ist, zu vergeben. Darum liegt jedem die Bitte um Vergebung der Schuld sehr leicht auf der Zunge, aber darum ist sie auch ethisch gesehen sehr billig. Weder der sie erbittet, noch der sie hört, nimmt sie geistlich allzu ernst. Sie ist zu einem formalen, fast schon heidnisch-kultischen Akt erniedrigt worden. Dieser ganze Sachverhalt zeigt aber auch, welche Macht in den Händen der Pfarrer liegt. Sie sind gewissermassen die Funktionäre einer Kaste. - Da es sich nun aber eher um Stammesdisziplin als um christliche Ethik handelt, wird die Exkommunikation auch angewandt, wenn es sich kaum oder garnicht um ethische Fragen handelt. So ist es z. B. gang und gäbe, dass ein Pfarrer ein ganzes Dorf oder ganze Kirchenkreise exkommuniziert, wenn seine Opponenten an einer Verlobung festhalten, die er selber nicht billigt. In diesem Falle ist die Exkommunikation nicht so lebensgefährlich, weil ja die Gemeinschaft dieser Exkommunizierten gewissermassen eine neue Kaste bildet, in der man sich gegenseitig unterstützt. Darum dauern solche Massenexkommunikationen manchmal jahrelang. Es spricht aber auch für die Liebe zu Gottes Wort und zur Gemeinschaft der christlichen Gemeinde, dass solche Fälle bisher noch immer wieder bereinigt werden konnten und die Ausgeschlossenen zurückkehren wollten. Manchmal haben sie schon eigene christliche Gemeinden organisiert gehabt oder mit dem Anschluss an andere Kirchen gedroht - ein Zeichen, dass auch sie nicht ganz ohne Druckmittel in diesem Machtkampf zwischen Pfarrer und Gemeinden sind. Streitigkeiten um Ländereien zwischen der Kirche und ganzen Gemeinden sind ein weiterer beliebter Anlass, hier mit der Exkommunikation den Willen der Kirche durchzusetzen. Bei dem typisch indischen Mangel an Voraussicht werken die Machthaber garnicht, dass sie durch den übermässigen Gebrauch der Exkommunikation diese Waffe selbst abstumpfen. Sie haben auch noch nicht gesehen, dass in den Städten, namentlich in den modernen Industriestädten wie Janshedpur, eine Generation heranwächst, die getrost auch ohne Verbindung mit ihrem Stamm, ihrer Kirche oder ihrer Kaste leben kann, weil die Gemeinschaft der arbeitenden Klasse ihre neue Lebensgemeinschaft geworden ist, die sie trägt und ihnen Heimat gibt. Da reicht die Disziplinargewalt des kirchlichen Funktionärs nicht mehr hin. Aber das hat er noch nicht gesehen, und davon lässt er sich bis jetzt auch noch nicht überzeugen.

Zu diesem Bilde passt, dass andere Bereiche der Ethik für die Disziplin der Kirche geradezu uninteressant sind. Ein überführter Mörder oder Dieb oder Lügner wird nicht exkommuniziert, auch wenn er sich weigert, Busse zu tun. Nur in ganz seltenen Fällen wird der Versuch gemacht, ihn geistlich zu beraten. Mit ihm fertig zu werden, wird getrost dem Staat überlassen. Bestechung und pfiffige Lügen ("Diplomatie" oder "statemanship" genannt) sind noch immer so sehr Bestandteile des indischen täglichen Lebens, dass selbst ein Pastor damit nicht besonders unangenehm auffällt. Niemand denkt daran, einen solchen Antsträger etwa zu ersetzen oder ihn wenigstens das Recht, eine Exkommunikation auszusprechen, zu nehmen. Entsprechend verbreitet ist eine verheerend laxe Behandlung kirchlicher Gelder. Fast jeder ist überzeugt, dass nicht alle Kollektengelder ihren Zweck auch wirklich zugeführt werden. Hier setzt sich erst ganz allmählich eine genauere Überwachung durch, weil bei solchen Missbrauch naturgemäss die Kollekten sehr nachlassen. Das unerhört grosszügige aber unkritische Geben und Spenden der amerikanischen Freunde ist für diese heilsame Entwicklung eher ein Hindernis als eine Förderung. Sie verleiten mit ihrer Grosszügigkeit geradezu zum Missbrauch. Ohne ihre Hilfe wäre die Kirche finanziell schon viel früher am Ende gewesen - und damit am Anfang

eines neuen Finanzgebahrens, vielleicht auch einer neuen Moral.

Die Ethik der Gossnerkirche ist also nicht gesetzlich, sie ist keine Irrlehre. Sie ist aber auch keineswegs biblisch oder christlich, sondern eher die neue Sitte eines neuen Stammes oder einer neuen Kaste. Man weiss gar nicht, dass das Wort Gottes nach einer Antwort verlangt, sondern ist nur bemüht, den Bestand der organisierten Kirche nach Möglichkeit zu erhalten und folgt dabei den Erfahrungen, die man aus dem Leben des eigenen Stammes gewonnen hat. Hier liegt auch der Grund, warum die Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Volksstamm noch heute eine so grosse Rolle spielt. Wir finden in der Gossnerkirche Angehörige von mindestens 6 Stämmen; allerdings sind nur 4 in nennenswerter Zahl vertreten: Mundas, Uraons, Kharias und Hos. Unter ihnen sind die Uraons wiederum von besonderer Art. Die anderen sind in Sprache, Sitte und Volkstum mit einander nahe verwandt. Die Uraons kommen auch historisch aus einer völlig anderen Ecke. Sie sind geistig erheblich beweglicher, moralisch aber auch anfälliger als die anderen. Da nun nicht das Wort Gottes, sondern nur einigermaßen rovidierte alte Stammessitten das Leben der Kirche und des Einzelnen leiten, kann es nicht zu einer wirklichen kirchlichen Einheit in dieser Kirche kommen. Angehörige verschiedener Stämme sind sich nach wie vor denkbar fremd, ja - sie bekämpfen sich, wie sie es immer getan haben, und wachen eifersüchtig darüber, dass das Übergewicht des einen Stammes über den anderen in der Kirche nicht zu gross werde. Darunter leidet natürlich die ganze kirchliche Arbeit und Organisation. Darunter leidet auch die vornehmste Tätigkeit einer Kirche, ihre missionarische Arbeit. In der Mission kann eine Kirche ihre schönste Antwort auf die Botschaft vom Reiche Gottes geben, indem sie mit ihren Herrn zusammen nun an dieselbe Arbeit geht. Die Gossnerkirche hat gegenwärtig eine nicht erfolglose Mission in Surguja, einer Landschaft, die im Westen an das Gebiet der Kirche anschliesst. In diesem neuen Missionsgebiet wohnen aber nur Uraon; und auch nur die Uraon-Christen sind folglich an dieser Arbeit interessiert. Ihnen geht es dabei nicht so sehr um die Ausbreitung der Herrschaft Christi als um die Vergrösserung des Anteils der Uraons in der Kirche. Sie leiden schon seit langer Zeit darunter, dass es wohl über hunderttausend Mundachristen, aber nur sechzigtausend christliche Uraons gibt. Um für diese Arbeit genügend Arbeiter zu bekommen, machen die christlichen Uraons also eine Propaganda, die eindeutig auf nationalistischem - vielleicht sollte man mit einem hier viel gebrauchten Wort "communalism" sagen: die eindeutig auf kommunistischen Wegen geht. Ich habe Berichte, nach denen die "Missionare" in Surguja mehr von der Notwendigkeit der Sammlung alter Uraons als vom Tod und Auferstehung unseres Herrn predigen. Natürlich gibt es hier aus Ausnahmen. Es ist ganz selbstverständlich, dass es bei einem solchen Vorgehen zu ernsthaften Zerwürfnissen mit anderen Kirchen kommt, die auch in Surguja Mission treiben, ja sogar mit der indischen, lutherischen Missionsgesellschaft, an der alle indischen lutherischen Kirchen beteiligt sind. Den Gossner-Missionaren geht es darum, die Gossnerkirche auszubreiten und mehr Uraons in die Gossnerkirche hineinzuziehen. - Unter diesem Aspekt wird auch die Arbeit des neu gebildeten Joint Mission Board leiden. Dessen Arbeit wird sich wesentlich in Gebieten abspielen, in denen Mundas und ihnen verwandte Stämme wohnen. Die Uraons in der Kirche sind unter diesen Verhältnissen daran garnicht so sehr interessiert, weil ein Erfolg dieser Arbeit das Zahlenverhältnis wieder zu ihren Ungunsten beeinflussen würde. Es ist nicht zu sehen, wie in absehbarer Zeit eine Missionsarbeit der Gesamtkirche zustandekommen könnte, solange nicht wirklich das Wort Gottes die Sitte der Kirche und das Leben der Christen bestimmt.

Allerdings haben die erwähnten Stämme eins gemeinsam: sie gehören zu den Ureinwohnern, den aboriginal tribes, oder - wie sie sich selbst

nennen - zu den "Adivassis". Sie alle zusammen haben eine eigene politische Partei gegründet und versuchen, innerhalb der indischen Union einen eigenen selbständigen Staat zu bilden. Sie sind überzeugt, dass sie bisher von den Hindus rigoros unterdrückt und aller Rechte und Chancen systematisch beraubt wurden. Sie buchen ihre Zurückgebliebenheit ganz auf das Konto dieser jahrhundertelangen Unterdrückung und Verfolgung. In diesen Ansichten finden sich alle Stämme, und hier sind sie sich auch in unserer Kirche einig. Es gibt ein wirklich gemeinsames Unternehmen der Kirche: die Schularbeit. Als 1919 die Selbständigkeit der Kirche ausgerufen wurde, bestand eine Hochschule; heute sind es vierzehn. Alles Gold, das die Kirche aufreiben kann, geht in die Arbeit. Die Katechisten können manchmal monatelang nicht bezahlt werden (die Pastoren zahlen sich ihr Gehalt meist regelmässig aus!), für Bücher und theologische Ausbildung und Arbeit ist nichts vorhanden, aber für die Schulen und Hochschulen wird jedes Opfer gebracht. Unsere Freunde sind der Überzeugung, dass die höhere Bildung die Adivassis aus ihre langen Knechtschaft befreien und dann auch alle anderen Probleme lösen werde - auch die kirchlichen Probleme und Schwächen. Jeder Versuch, sie hier zu etwas Zurückhaltung zu überzeugen, ist hoffnungslos zum Scheitern verurteilt. Dabei hat sich erwiesen, dass der Staat einen immer grösseren Einfluss auf diese Schulen nimmt. Religionsunterricht darf in ihnen nicht gegeben werden. Man ist genötigt, viele nichtchristliche Lehrer anzustellen. Der missionarische Erfolg bei nichtchristlichen Schülern ist gleich Null.

Bei dieser Einstellung der Adivassis, auch der christlichen, gegenüber den Hindus, nimmt es auch nicht Wunder, dass die Notwendigkeit einer missionarischen Arbeit an Nicht-Adivassis, d.h. also an Hindus und Mohammedanern, mit denen sie ja schliesslich in jeder Stadt und in vielen Dörfern zusammenleben garnicht in den Blick kommt. Unsere Brüder könnten sich eine Kirche, in der auch ehemalige Hindus sind, garnicht vorstellen. Sie befürchten - und dazu haben sie allen Grund - dass sie dann wieder - und diesmal nun auf kirchlicher Ebene - von den Hindus überrundet werden. Darum ist für sie auch der Gedanke einer Union aller lutherischen Kirchen Indiens nur schwer zu vollziehen. Sie fürchten, dass sie da neben den anderen Lutheranern, besonders Südindiens, nur eine untergeordnete Rolle werden spielen können. Für viele von ihnen ist das Adivassi-Ideal, d.h. die Emanzipation und Trennung von allen anderen, zugleich das kirchliche Ideal.

Andere Unternehmungen der Kirche bestehen eigentlich nicht. Es gibt keine "innere Mission", da man ja überhaupt noch nicht gesehen hat, dass Gott eine Antwort auf sein Wort wünscht, und dass Er uns in die Mitarbeit ruft. Allerdings sorgt bisher auch das Funktionieren der alten sozialen Familienordnung dafür, dass niemand in irgend einer materiellen Not zu verzweifeln braucht. Noch hilft ein Glied des Clan dem anderen, und noch sind die Clans reich genug, den Wechselfällen des Lebens zu begegnen. Und bei Leuten, die nicht zum eigenen Stamm gehören, wird irgendwelche Not ja nicht

einmal wahrgenommen. Die Inder sind nicht egoistisch in Sinne eines individuellen Egoismus. Aber sie lieben ihre Familie und ihren Stamm über alles. Und sie sind immer noch der Überzeugung, dass die christliche "Liebe" in eben diesem Verhalten gegenüber den eigenen Stammesgenossen erfüllt sei. - Es gibt weiter so gut wie keine Jugendarbeit, auch keine Studentenarbeit. Für beides sind allerdings Organisationen vorhanden, die sich aber in der Aufrechterhaltung ihres organisatorischen Betriebes erschöpfen. Sie haben kein Ziel. Sie sind eigentlich nur da, damit gelegentlich ökumenische Tagungen beschickt werden können. D.h. sie existieren, weil es woanders so etwas gibt und man nicht zurückstehen möchte. Da die Elternhäuser im Grossen und Ganzen als Stätten christlicher Unterweisung ausfallen - man hält den normalen kirchlich - öffentlichen Betrieb für ausreichend -, wird für die Jugend so gut wie nichts getan. Denn Kindergottesdienst und Sonntagsschule kränken an denselben Schwächen wie Gottesdienst und kirchliches Leben. Man lässt nach Möglichkeit Alles vom Pastor machen, weil man die Mitarbeit von Nicht-Pastoren geradezu fürchtet. Eine kirchliche Organisation, die derartig auf den Antsträger und Kastenfunktionär gestellt ist, muss notwendigerweise laienfeindlich sein und wird sich hüten, etwa Jugendliche, Eltern oder andere Laien in irgendwelchen geistlichen Funktionen zuzulassen oder zu bestätigen.

Eine Ausnahme macht in diesem Zusammenhang nur die Frauenarbeit. Hier ist eine gewisse Regelmässigkeit zu beobachten. Die meisten Frauenkreise kommen im Allgemeinen wöchentlich einmal zu einer Andacht zusammen und stellen sich gelegentlich selbst Aufgaben innerhalb der Kirche wie Geldsammlung für einen Kirchenbau durch Veranstaltung eines Bazzars, Sticken von Altardecken, Schmücken der Kirche u. dgl. Es mag sein, dass hier der Wille der Frauen zur Emanzipation, wie er nun in ganz Indien zu beobachten ist, eine gewisse Rolle spielt. Zugleich haben sie den Vorteil, dass die altmodischere Hierarchie sie immer noch nicht ganz ernst nimmt und darum auch nicht fürchtet, sodass sie ohne zu ernste Behinderungen von oben etwas Eigenes tun können.

Gottes Wort ist also in dieser Kirche. Aber wie überall ist es verborgen unter menschlichen Unternehmungen, die ihm zeitweise sogar widerstreiten. Aber Gott hat verheissen und beweist es immer wieder, dass sein Wort nie leer zurückkommt. Darum glaube ich, dass auch die Gossnerkirche zur Kirche Jesu Christi gehört.

gez: G. Schultz.

Partnership in obedience.Zusammenarbeit.

Seitdem die Missionskonferenz von Whitby die Formel "partnership in obedience" - Zusammenarbeit im Gehorsam - fand, ist es bei allen Personen und Institutionen, die sich mit Mission befassen, anerkannt worden, dass die sogenannten jungen Kirchen Asiens und Afrikas als wirkliche Kirchen und nicht nur als Anhängsel der westlichen, sendenden Kirchen zu betrachten seien. Die Formel sagt, dass sich das Verhältnis zwischen den Missionaren und jungen Kirchen völlig geändert habe, und dass nun eine neue Epoche des Zusammenlebens der alten und jungen Kirchen, eben die Epoche der "Zusammenarbeit", angebrochen sei.

Wenn Zusammenarbeit aber irgend eine Bedeutung haben soll, kann es doch nur heißen: beide Kirchen, die jungen und die alten, sind in gleicher Weise Kirche Jesu Christi, sofern sie im Gehorsam gegen Gottes Wort leben und arbeiten. Beide Kirchen sind also dafür verantwortlich, dass bei ihnen durch Wort und Sakrament die Gemeinde erbaut und das Evangelium allen Menschen verkündigt wird. Beide sind m.a.W. in ihrem Bereich verantwortlich für Gottesdienst und Mission, für Unterweisung und Liebesdienst. Der Unterschied zwischen "jung" und "alt" ist nicht ein Unterschied der Qualität, d.h. der Unmittelbarkeit zu Gott und seinem Wort, sondern nur noch ein Hilfsmittel, um gewisse historische Tatbestände abkürzend auszudrücken. Auch wir werden im Folgenden ja gezwungen, in ähnlicher Weise zwischen östlichen und westlichen Kirchen zu unterscheiden. Im Reiche Gottes aber gibt es in der Tat keine jungen und alten, kein West und Ost. - "Zusammenarbeit" heisst zweitens aber auch, dass sich die betreffenden Kirchen entschieden haben, nicht unabhängig - "autonom" - voneinander zu existieren, sondern gemeinsam dem Wort Gottes, das zum Zeugnis in dieser Welt ruft, zu gehorchen. Wenn beide Sätze richtig sind, muss Zusammenarbeit dann aber auch drittens heißen, dass jeder Partner den anderen aus freier Entscheidung und im Gehorsam gegen Gottes Wort ruft. Es kann nun nicht mehr genügen, dass sich ein "partner" berufen fühlt, dem anderen zu helfen. Jeder kann im Gehorsam gegen Gott nur ein Partner werden, wenn ihn der andere Partner im Namen Gottes beruft.

Es ist das Ziel der folgenden Zeilen, zu untersuchen, ob die Zusammenarbeit in diesem Sinne von den westlichen Kirchen heute geübt wird. Wir beschränken uns dabei auf das Wirken westlicher Missionare in Indien. Es scheint, dass die Verhältnisse in den anderen Teilen der Welt, insbesondere auch in Indonesien und Afrika ähnlich liegen.

Nicht gerufen.

Fast jeder westliche Missionar der heute in einer indischen Kirche arbeitet, macht die Erfahrung, dass er nicht unbedingt willkommen ist, und dass er nur in seltenen Fällen zu einer wirklichen gemeinsamen Arbeit mit seinen indischen Partnern findet.

Eine Ausnahme sind vielleicht jene Missionare, die in Gebieten arbeiten, wo es auch nach manchmal jahrzehntelanger Arbeit noch nicht zu Gemeindebildung gekommen ist. Dort hat der westliche

Missionar natürlich noch allein die Initiative, und ohne ihn würde die Gemeinde sofort auseinanderfallen. Dort kann aber offenbar auch von Zusammenarbeit in unserem Sinne nicht gerpochen werden.

Vielleicht merkt auch der jüngere Missionar, der eben erst herausgekommen ist, eher, dass er nicht unbedingt willkommen ist. Wer nach jahrzehntelanger Arbeit eine patriarchalische Atmosphäre um sich herum geschaffen hat, sieht oft nur die ihm Ergebene. Das ändert meistens nichts an der Tatsache, dass auch er von gewissen Leuten und Gruppen in seiner Kirche zurückhaltend aufgenommen und seine Arbeit oft argwöhnisch abgewiesen wird.

Es gibt natürlich viele Index - sie sind vielleicht sogar in der Mehrzahl - die sich ihre Kirche ohne die "Missionare" nicht vorstellen können. Da sind fast immer jene etwas unaktiven und unter Minderwertigkeitskomplexen leidenden Gemeindeglieder, welche vor der Verantwortung zurückschrecken; oder jene, für welche die Anwesenheit des Missionars und das Zusammenleben mit ihm auf demselben Compound sozusagen eine soziale Rangerhöhung bedeutet; oder sogar jene, welche die finanziellen Vorteile einer Zusammenarbeit mit dem Missionar nicht missen möchten. Aber jene, welche wirklich zur Mitarbeit in der Kirche berufen sind, und welche gerne ihre ganze Kraft für ihre Kirche einsetzen, urteilen fast ausnahmslos skeptisch über die Anwesenheit der Missionare oder lehnen sie sogar schroff ab.

Man findet sie in ganz Indien, im Norden wie im Süden, auch in Pakistan und Ceylon. Diese Zurückhaltung äussert sich auch gegen Missionare verschiedener Nationalitäten: gegen die Engländer, von deren Herrschaft man gerade frei geworden ist wie gegen die Amerikaner, deren Organisationstalent und Finanzkraft manchmal überwältigend ist, wie auch gegen die Deutschen, denen man in dieser Hinsicht kaum etwas vorwerfen kann. Man findet diese Haltung bei allen Konfessionen: bei den Anglikanern wie bei den Baptisten und Methodisten, bei den Presbyterianern wie bei den Lutheranern aller Schattierungen, übrigens auch bei den Sekten. Man findet sie gegenüber jenen Missionaren, die für die Union der südindischen Kirchen eingetreten sind oder gegenwärtig um eine Union aus theologischen oder sonstwelchen Gründen ablehnen. Man findet sie gegenüber den Patriarchen alten Stils ebenso wie gegenüber denen, die aus Überzeugung und Temperament zu einer demütigen und bescheidenen Zusammenarbeit mit den Indern bereit sind und sich darum ausserordentlich zurückhalten. Man findet diese Haltung bei verantwortlichen Führern der indischen Kirchen, bei Organisatoren und Theologen, bei Ärzten und Lehrern, bei Schriftstellern und Herausgebern von Zeitschriften. Man findet sie bei solchen, die oft und lange im westlichen Ausland gewesen sind wie bei jenen, die dazu keine Gelegenheit hatten oder Einladungen dorthin bewusst ablehnen. Man findet sie vor allem bei den Studenten; ob es nun jene sind, die ein neues Zeitalter schon davon erwarten, dass sie das Alte abtun; oder jene, die sich in Gebetsgemeinschaften zusammenschliessen und sich gegenseitig geloben, eine bestimmte Zahl von Jahren ohne Gehalt auf dem Lande oder in den Fabriken den Armen, Zurückgebliebenen und Gefährdeten ihres Landes praktisch zu dienen. Man findet sie sogar in jenen alten Kirchen Indiens, die schon lange vor der Ankunft westlicher Missionare existierten, niemals einen westlichen Missionar in ihrer Mitte gehabt haben und zugleich freimütig zugeben, dass sie erst durch die westlichen Missionare ihren eigenen Missionsauftrag erkannt haben.

Sie alle leiden so oder so darunter, dass sovieler "Missionare" um sie herum sind, die sie nicht berufen haben, mit deren Tätigkeit sie sich aber abfinden sollen. Sie sind vielleicht in der Minderheit den Anderen gegenüber, welche die Missionare immer noch willkommen heissen. Aber sie sind die eigentlichen lebendigen Glieder ihrer Kirche. Damit gehören aber sie vor allen Dingen zu den Leuten, um deren willen die indischen Kirchen als echte und gleichberechtigte Partner angesprochen worden sind. Und darum kann auch gerade ohne ihre Zustimmung, d. h. ohne ihren Ruf, eine echte Zusammenarbeit nicht zustande kommen. Ausgerechnet diese wichtigsten Partner haben aber den Missionar, der heute in Indien arbeitet, nicht gerufen und sind auch nicht bereit, eine solche Berufung noch etwa nachträglich auszusprechen. Wo aber keine Berufung durch den Partner vorliegt, darf man auch nicht von einer "Zusammenarbeit im Gehorsam" sprechen.

Nur gesandt.

Dem Gesagten scheint zu widersprechen, dass der Aussendung eines Missionars heute meistens eine "Berufung" durch die leitenden Gremien der indischen Kirche vorausgegangen ist, ja dass sich die indischen Kirchen manchmal bei ihrer Regierung ernsthaft bemühen, das nötige Visum für einen solchen Missionar durchzusetzen.

Dem scheint auch zu widersprechen, dass ~~XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX~~ ~~Missionare~~ wohl bei jeder Begegnung zwischen Vertretern indischer und westlicher Kirchen von den Indern betont wird, Missionare seien immer noch willkommen und nötig.

1/ Man übersehe dabei aber nicht, dass in vielen leitenden Gremien der indischen Kirchen Missionare heute immer noch eine überaus einflussreiche Rolle spielen. Vor allen Dingen aber übersehe man nicht, dass unsere indischen Partner auf Grund ihrer Anlage und Erziehung eine völlig andere Auffassung von Höflichkeit haben. Sie empfinden es nun einmal als unerzogen und unfein, einen deutlich und klar ausgesprochenen Wunsch eindeutig und klar abzulehnen. Darüber kann aber doch wohl kein Zweifel bestehen, dass fast jeder westliche Missionar, der heute in Indien arbeitet, zuerst von seiner Kirche oder Gesellschaft angeboten worden ist, manchmal zwei - oder dreimal, bevor sich die indischen Partner entschlossen, nun ihrerseits die gewünschte Einladung auszusprechen.

2/ Aber nicht nur die Erziehung zur Höflichkeit drängt unsere indischen Partner in die Verteidigung. Noch viel mehr hindert sie ihre Verpflichtung zur Dankbarkeit an einer freien Entscheidung. Auch jene oben erwähnten Freunde, welche die westlichen Missionare nicht mehr willkommen heissen, erkennen an, dass einmal durch die westlichen Missionen das Evangelium nach Indien gekommen ist und Gott seine Kirche in Indien durch diese Missionare gebaut hat. Es wird ihnen darum sehr schwer, jene nicht willkommen zu heissen, die offensichtlich so gerne die alte Arbeit fortsetzen wollen. Es belastet sie ausserordentlich, dass man sie für undankbar halten könnte. Es ist denn auch bezeichnend, dass sie ihre wahren Gedanken dem Vertreter einer westlichen Kirche nur dann frei mitteilen, wenn sie mit ihm in persönlicher Freundschaft verbunden sind. Sie öffnen jedem ihr Herz sofort, bei dem sie merken, dass er unter der Tatsache seines Nichtgerufenseins leidet. Es ist aber auch bezeichnend, dass sie jede ihrer derar-

tigen Äusserungen in ausführliche Bezeugungen ihrer ehrlichen Dankbarkeit einkleiden.

Höflichkeit und Dankbarkeit sind also die eigentlichen Triebfedern jener so positiv gewerteten Einladungen und Äusserungen. Das heisst aber, dass die Initiative eben nicht bei den Indern, sondern bei den Missionaren selbst gelegen hat.

In der Regel ist also der Missionar, der heute in Indien ist, oder nach Indien kommt, von seinen indischen Partnern nicht gerufen worden. Er ist im besten Falle nur gesandt, nur ein "Missionar". Das war zwar einst ein Ehrentitel, und der Missionar war sicher einmal von Gott gesandt, um Gottes Offenbarung dort zu bezeugen, wo sie noch unbekannt war. Und damals genügte die Tatsache der Sendung, weil Gottes Gebot dahinter stand, und weil es noch keine Gemeinde gab, die da hätte rufen können. Heute haben sich aber in diesen Gebieten christliche Kirchen gebildet, die in derselben Unmittelbarkeit zu Gottes Wort stehen wie der Missionar. Darum ist es heute nötig, dass zur Sendung auch die Berufung durch diesen neuen Partner kommt. Erst Beides konstituiert heute den göttlichen Auftrag. Wo aber die eine Seite, die Berufung, fehlt, ist die wesentliche Voraussetzung sowohl für eine segensreiche Arbeit wie für die Zusammenarbeit gefallen. Und so wird der "Missionar" heute zu einem Anachronismus. *Impressum!*

Kein Nationalismus.

Die Haltung unserer indischen Partner entspringt nun keineswegs dem Nationalismus oder Antikolonismus, wie er etwa auf der Konferenz von Bandung in Erscheinung getreten ist. Wir sollten uns davor hüten, unsere indischen Freunde mit diesen Schlagworten zu verdächtigen und damit ihre Wünsche allzu leicht beiseite zu schieben. Das entspringt oft wohl auch nur dem Wunsch, die Tatsache der eigenen Anwesenheit und somit sich selbst zu rechtfertigen.

Eben jene, welche die Missionare nicht berufen haben und auch nachträglich nicht rufen wollen, erklären mit aller Entschiedenheit, dass sie keineswegs grundsätzlich gegen die Anwesenheit von Vertretern westlicher Kirchen in Indien sind. Sie wissen vielmehr, dass die Kirche in jedem Land nur existieren kann, wenn sie mit den Kirchen der anderen Länder in Kontakt bleibt. Sie wissen auch, dass sich ein solcher Kontakt nicht darin erschöpfen darf, dass man sich gelegentlich bei ökumenischen Konferenzen und Veranstaltungen trifft. Sie wissen sehr wohl, dass "Zusammenarbeit" für die Kirche heisst: jeweils an Ort und Stelle gemeinsam zu arbeiten, um den Auftrag Gottes eben an diesem Ort zu erfüllen. Sie wissen also sehr wohl, dass ihre indischen Kirchen nur dann wirklich ökumenisch sind und nur dann vor der Gefahr des blossen Antikolonialismus bewahrt werden können, wenn sie Vertreter anderer Kirchen zu sich zur Mitarbeit einladen. Ein führender Vertreter einer nordindischen Kirche drückte das kürzlich so aus: jede Kirche hat das fundamentale Recht und die fundamentale Pflicht, Besucher aus anderen Kirchen zu empfangen und selbst Besucher in andere Kirchen zu senden. Dazu passt, dass unter den sehr wenigen westlichen Missionaren, die heute eine wirkliche Zusammenarbeit mit ihren indischen Freunden erleben und von ihren Partnern wirklich, wenn auch manchmal nachträglich, berufen sind, gerade eine ganze Anzahl Engländer sind.

So wird denn deutlich, dass unsere indischen Freunde nicht die Zusammenarbeit mit uns ablehnen. Sie lehnen nur die Art ab, in der ihre Partner zu ihnen gesandt und ihrer Höflichkeit und Dankbarkeit mehr oder weniger sanft aufgezwungen werden. Sie wollen gerne Partner aus allen Ländern rufen, aber sie wollen dabei auch selbst entscheiden, wen sie rufen, wohin sie rufen, und unter welchen Bedingungen sich die Zusammenarbeit abspielen soll.

Der Anachronismus.

Unsere indischen Partner haben gute Gründe, warum sie die bisherige Praxis der Aussendung ablehnen. Wir werden uns diesen Gründen nicht verschliessen dürfen, wenn uns an einer wirklichen Zusammenarbeit gelegen ist.

1. Sie sagen: jeder Missionar nimmt heute den Platz eines Inder ein und tut, was heute eigentlich ein Inder tun sollte - und zwar nicht nur in der evangelischen Arbeit, sondern auch in den Schulen, Seminaren, Krankenhäusern usw. Oft verhindert die Anwesenheit eines Missionars geradezu, dass Inder ihre Verantwortung sehen und auf sich nehmen. Wo geeignete Inder da sind, sollte darum der Missionar sofort zurücktreten. Wo noch keine geeigneten Inder zur Verfügung stehen, sollte der westliche Partner darauf hinarbeiten, dass Inder so schnell wie möglich dafür ausgebildet werden; und dann sollte er wiederum sofort zurücktreten. Wenn die indischen Kirchen heute von sich aus westliche Missionare rufen, erbitten sie ihre Mitarbeit besonders für dieses Ziel.

2. Sie sagen weiter: jeder Missionar vertieft die finanzielle Abhängigkeit der indischen Kirche. Das trifft vor allem auf jene zu, die immer noch über grosse finanzielle Mittel verfügen und damit immer neue und grössere Institute schaffen. Je mehr der Missionar aber finanziert und baut, umso deutlicher wird auch, dass die indischen Kirchen solche Einrichtungen in absehbarer Zeit nicht selbst werden tragen können und also finanziell abhängig bleiben. Dieser Vorwurf trifft aber auch die "armen" Missionare und Missionen. Jeder Missionar bezieht ja immer noch sein Gehalt von zu Hause. Dadurch ist er eine Arbeitskraft, für welche die indische Kirche nicht finanziell aufzukommen braucht und somit eine Entlastung für die Finanzen der Kirche. Dazu kommt weiter, dass der Missionar immer noch ein Gehalt bezieht, dass die indischen Kirchen wiederum in absehbarer Zeit nicht werden aufbringen können; ganz abgesehen davon, dass der erhebliche Unterschied zwischen den Gehältern der Missionare und einheimischen Mitarbeiter die Zusammenarbeit mindestens psychologisch belastet. Unerträglich aber wird es, wenn die finanziellen Zuwendungen zum Druckmittel werden, mit dem die Geldgeber die Entwicklung der indischen Kirchen in ihrem Sinne zu beeinflussen suchen. Wenn das wohl auch nie wirklich beabsichtigt ist, liegt doch auf jedem ~~Fakt~~ Geld auch der Fluch des Mammon. So erinnern sich denn auch in fast jeder indischen Kirche unsere Partner solcher Gelegenheiten, wo sie sich des finanziellen Druckes aus dem Westen zu erwehren hatten.

Diese finanzielle Abhängigkeit ist heute aber auch gefährlich. Es kann sehr wohl geschehen, dass eines Tages den

indischen Kirchen generell verboten wird, ausländisches Geld anzunehmen. Wenn an jenem Tage die finanzielle Abhängigkeit immer noch bestehen sollte, könnte das leicht zu einer Katastrophe werden.

3. Sie sagen weiter: jeder Missionar erschwert heute die Verhandlungen zwischen den indischen Kirchen und der indischen Regierung. Wie bekannt, ist die Regierung daran interessiert, fremde Einflüsse fernzuhalten oder doch jedenfalls so zu steuern, dass die verschiedenen ausländischen Interessen nicht den Frieden in Indien gefährden. Dabei ist der indischen Regierung die Anwesenheit einer grösseren Anzahl von Missionaren in den indischen Kirchen verdächtig; auch dann, wenn sie keine leitenden Funktionen mehr in der Kirche haben. Das ist einfach eine Tatsache, die man in Rechnung stellen muss. Sie äussert sich ja auch schon darin, dass die Regierung für Missionare nur sehr zögernd Visa gibt. Wenn dann aber unsere indischen Partner wirklich einmal von sich aus einen Missionar nach Indien rufen wollen, weil sie seine Mitarbeit brauchen, haben sie es schwer, für ihn das nötige Visum durchzusetzen.

Viel schwerer wiegt aber noch, dass die Anwesenheit so vieler ungerufener Missionare es den Indern erschwert, ihren Beitrag zum politischen und sozialen Leben ihres Landes zu leisten. Die Zurückhaltung der Regierung gegenüber ausländischen Missionaren findet sich nämlich in noch stärkerem Mass bei den einzelnen Parteien und anderen politischen, sozialen oder religiösen Gruppen. Weil die Christen Indiens so viele ausländische Missionare um sich herum haben, glaubt man ihnen nicht recht, dass sie wirklich nur im Interesse ihres Landes handeln werden, und verzichtet so lieber auf ihre Mitarbeit. Und so verhindert der ungerufene Missionar ungewollt, dass die indische Kirche ihren öffentlichen Auftrag voll wahrnehmen kann.

4. Unsere indischen Partner sagen weiter: jeder Missionar erschwert die evangelistische Arbeit der indischen Kirchen. Abgesehen von einigen Ausnahmen in den, bisher von Rajas regierten und jeder Mission verschlossen gewesenen, Gebieten hat es die Evangelisation in Indien heute mit solchen Gruppen zu tun, die in Jahrhunderte alten kulturellen, sozialen oder politischen Traditionen gefestigt sind. Gerade diese Gruppen sehen aber mit wachsendem Misstrauen auf die Einflüsse aus der westlichen Welt. Ihr Misstrauen wird umso grösser, je intensiver die Industrialisierung Indiens nach westlichem Vorbild die alten traditionellen Hintergründe zu verändern oder zu zerstören droht. So ist jedenfalls der Antikolonialismus des Durchschnittsindens zu verstehen. Dieser Antikolonialismus ist also ein Faktum, mit dem man heute gerade bei der Evangelisation rechnen muss. Durch ihn ist denn ja auch die evangelistische Arbeit eines westlichen Missionars mehr und mehr unmöglich geworden.

Wenn dennoch so viele westliche Missionare in den indischen Kirchen bleiben, vergrössern sie nur die antikolonialistischen Komplexe jener, denen sie gerade dienen wollen. Sie arbeiten geradezu daran, dass die typisch indischen Bevölkerungsgruppen sozusagen eine Immunität gegen evangelistische

Unternehmungen überhaupt, auch wenn sie von Indern getragen werden, entwickeln.

So liefert aber auch jeder Missionar der hinduistischen oder in Geiste Gandhis vorgetragenen Gegenmission ein billiges Argument. Oft zwingen wir durch unser Dasein in grosser Zahl unsere indischen Freunde, vor ihren Landsleuten zu beweisen, dass das Evangelium keine typisch westliche Angelegenheit sei, und dass es auch nicht für die Atombombenversuche verantwortlich gemacht werden könne.

Wenn heute in Indien weiter Mission getrieben werden soll, muss es wahrscheinlich auf eine Art geschehen, die sich von der bisherigen klassischen Missionsarbeit sehr unterscheidet. Da liegt es denn wohl nahe, dass wir es unseren indischen Partnern überlassen, diese neue Form der Mission zu entwickeln und zu praktizieren. - Wenn es weiter wahr ist, dass die Verantwortung für die evangelistische Arbeit in Indien heute zuerst bei unseren indischen Partnern liegt, dann sollten wir es auch ihnen überlassen, zu entscheiden, bis zu welchem Grade sie die Belastung, die mit der Anwesenheit westlicher Missionare gegeben ist, auf sich nehmen wollen. Weil wir sie als Partner anerkennen, können wir es ihnen getrost zutrauen, dass sie Evangelisation nicht mit Angleichung und Synkretismus verwechseln werden. Wir sollten es völlig ihnen überlassen, von sich aus zu rufen, wen und wieviele sie wollen. Jede andere Praxis kann im modernen Indien nur ein Anachronismus sein, der früher oder später auch zur Schuld werden wird.

5. Unsere indischen Brüder sagen weiter: jeder westliche Missionar stützt mit seinem Kommen den nach Indien importierten Konfessionalismus westlicher Prägung. Wenn früher ein Missionar nach Indien kam, hat er selbstverständlich auch sein eigenes "konfessionelles Erbe" mit Lehre und Liturgie, Liedgut und Verwaltungssystem mitgebracht. Das konnte gar nicht anders sein; wie hätte der Missionar auch anders handeln sollen. Das hat aber natürlich dazu geführt, dass nun auch die indischen Kirchen das Konfessionsproblem des Westens geerbt haben. Ja, dies Problem ist in Indien noch erheblich grösser und vielfältiger geworden. Denn heute haben es die christlichen Kirchen in diesem einen Lande Indien mit allen Schattierungen aller Konfessionen aus allen westlichen Ländern zu tun. Wie gesagt: das konnte wohl nicht anders sein. Aber wenn heute sogar noch mehr Missionare als früher nach Indien kommen, bedeutet das doch auch, dass diese problematische Vielfalt immer wieder neu genährt, wenn nicht sogar noch intensiviert wird.

Selbst wenn die Missionare angesichts dieser Vielfalt einsehen, dass etwas getan werden muss; selbst wenn sie einsehen, dass bestimmte konfessionelle Eigentümlichkeiten in dieser Situation in Indien leicht ins Groteske ausarten; selbst wenn sie darum ernsthaft mit interkonfessioneller Zusammenarbeit oder sogar mit Unionsbestrebungen befasst sind, tun sie das eben auf ihre westliche Weise und nach ihren westlichen Gesichtspunkten. So kommt es, dass die meisten Diskussionen in der Konfessionsfrage, die meisten doctrinal statements, selbst die meisten Unionsformeln im Wesentlichen von westlichen Missionaren stammen. Es mag natürlich eins der wert-

vollen Ergebnisse des Missionszeitalters sein, dass sich die Konfessionen auf dem Missionsfeld näher gekommen sind. Auch kann die Kirche in Indien sicher von diesen auf die Missionsfelder verpflanzten Auseinandersetzungen manches lernen. Aber warum müssen diese Auseinandersetzungen ausgerechnet in Indien angesichts einer zu missionierenden Bevölkerung stattfinden, die naturgemäss für die historischen Hintergründe kein Verständnis aufbringen kann? Könnte es nicht auch sein, dass die Inder Wege finden, welche die westlichen Kirchen aus irgendwelchen Gründen versäumt haben oder bei der Verhärtung ihrer Fronten gar nicht finden können, - wenn wir sie hierbei allein lassen? Jedenfalls sollte man ihnen doch einmal die Chance lassen, es von einer neuen Sicht her zu versuchen. Es hat sich in der Kirchengeschichte ja schon mehrmals ereignet, dass "junge Kirchen" den Segen, den sie von den "alten Kirchen" empfangen hatten, hundertfältig zurückgeben konnten. Das geschah aber doch nur dann, wenn die jungen Kirchen Wege gingen, von denen sich die jeweils alte Kirche bis dahin noch nichts hatte träumen lassen.

Jedenfalls sollten die westlichen Missionare ihr Dasein nicht damit begründen, dass sie um der Wahrung des konfessionellen Erbes willen noch eine Weile in den "jungen Kirchen" bleiben müssten. Das hat dann nur noch wenig mit Zusammenarbeit zu tun, sondern ist sozusagen konfessioneller Kolonialismus.

6.

Unsere indischen Partner sagen schliesslich: auch der Missionar, der als theologischer Forscher oder Lehrer in Indien arbeitet, behindert eine echte Auseinandersetzung zwischen dem Evangelium und der indischen Welt. Theologie hat es natürlich zu allen Zeiten und an allen Orten mit derselben Sache zu tun. Aber indem sie das Wort Gottes interpretiert, konfrontiert sie es doch auch mit der Welt, in der sich die Kirche befindet. So bringt denn auch jeder Missionar, wenn er nach Indien kommt und hier theologisch arbeitet, die Auseinandersetzung seiner Kirche mit der westlichen Welt und Geschichte mit nach Indien. Aber diese im Westen gewordene und dort durchaus notwendige Arbeit ist nicht unbedingt auch in Indien nötig oder fruchtbar oder auch nur interessant. Das gilt für die Exegese weniger als für die Dogmatik, und für die Ethik weniger als für die praktische Theologie oder gar die Kirchengeschichte. Bisher haben jedenfalls die westlichen Missionare als theologische Lehrer in Indien dafür gesorgt, dass - abgesehen von einigen schüchternen, aber meistens nur recht nominalen Ausnahmen - die meisten Examensfragen in den meisten Colleges und Seminaren typisch westliche Probleme anschneiden, die in Indien keineswegs zur Tagesordnung zu gehören brauchen. Das hat auch dazu geführt, dass die in Indien verfügbare theologische Literatur eben westlich ist und hauptsächlich die Antwort der westlichen Kirchen auf die Begegnung des Evangeliums mit der westlichen Welt behandelt. Und wo es Versuche gibt, sich mit indischer Religion, Kultur und Lebensauffassung auseinanderzusetzen, geschieht es bisher höchstens auf dem Gebiet der praktischen Theologie und der Religionsgeschichte, aber kaum in der exegetischen und dogmatischen Arbeit. Oft werden diese Versuche auch

Handwritten note:
Herrn Dr. Gossner
muss mit der
"West Mission"
als einer der Gründe
allerin für die
Herrn Dr. Gossner

viel zu schnell als Sykretismus gebrandmarkt und abgetan. Könnte nicht die Grenze zum Synkretismus in Indien ganz woanders liegen als in den Kirchen des Westens? Jedenfalls sollte man es doch erst einmal ausprobieren.

Es liegt auf der Hand, dass für das Niveau der Theologie in Indien noch vieles getan werden muss. Es ist aber auch deutlich, dass sich die theologische Arbeit in Indien in einer anderen Welt als die der westlichen Theologie abspielt. Darum ist der Weg, den der westliche Missionar im Allgemeinen bisher eingeschlagen hat, nicht unbedingt der Weg, auf dem die indischen Kirchen zu eigener theologischer Arbeit und Verantwortung geführt werden. Auf diesem Wege wird es auch kaum zu einer echten Auseinandersetzung zwischen dem Evangelium und indischer Tradition und Kultur kommen.

Dies sind die wichtigsten Punkte der Kritik, die unsere indischen Partner an der bisher geübten Praxis der westlichen Missionen haben. Alle diese Punkte machen deutlich, dass sich die Zeiten wirklich geändert haben. Sie haben sich so sehr geändert, dass die alte Praxis, jemanden auszusenden oder gar sich selbst zu senden, ein Anachronismus geworden ist. Ein Anachronismus auch insofern, als diejenigen, die mittlerweile zu Partnern geworden sind, nicht wirklich als Partner behandelt werden. Ein Anachronismus aber auch insofern, als die Tätigkeit des Missionars heute nicht mehr eine Hilfe für seine Partner ist, sondern mehr und mehr ein Hindernis für dessen Arbeit wird. Das ist der Grund, warum unsere indischen Partner die Sendung so vieler Missionare nicht mehr durch eine echte Berufung bestätigen. Weil denn aber auch die meisten Missionare nicht gerufen sind, fehlt ihnen die geistliche Legitimation zur Arbeit. Und so ist es denn nicht überraschend, dass alle seine Bemühungen im Ergebnis das Gegenteil von dem erreichen, wozu er gesandt wurde.

*Off. Leb. miss.
N.T.?*

Unzufriedenheit für Partner!?

Das natürliche Ende der Mission.

Wohl die meisten Missionare und Gesellschaften haben diese Kritik in dieser oder jener Form schon einmal zu hören bekommen. Die meisten sind dadurch wohl auch nachdenklich geworden. Jedenfalls hat man die Praktiken schon etwas geändert. So ist wenigstens schon der Grundsatz anerkannt, dass die Missionare möglichst nicht mehr führende Stellungen in ihren Kirchen einnehmen sollen. Auch treten die Missionare mehr und mehr in der öffentlichen Arbeit der Kirche, auch in der Evangelisation, zurück. Auch die finanziellen Zuwendungen werden fast überall schrittweise abgebaut. Wo immer die sachlichen Voraussetzungen gegeben sind, bemüht man sich, in dem die verantwortliche Arbeit zu übertragen, und es werden ernsthafte Anstrengungen gemacht, mehr und mehr in der Verantwortung zu schulen. Es ist ja auch bekannt, wieviele in der schon in den ökumenischen Gremien eine durchaus einflussreiche Rolle spielen. Das wird aber auch von unseren indischen Partnern dankbar anerkannt, wie sie ja überhaupt dafür dankbar sind, dass die Missionare einmal kamen und bis heute so segensreich gearbeitet haben.

2 Aber all diese Zugeständnisse sind heute offenbar schon nicht mehr

21
genug. Sie hätten früher gemacht werden sollen. Heute sind sie durch die Entwicklung schon wieder überholt. Denn alle diese Zugeständnisse haben die eigentliche Voraussetzung, die hinter aller westlichen Missionsarbeit immer gestanden hat, noch nicht berührt. Und diese Voraussetzung gipfelt in dem Satz: vorläufig ist die Anwesenheit des Missionars immer noch nötig; denn ohne ihn kann die indische Kirche weder finanziell existieren noch für ihre eigene organisatorische, theologische oder soziale Arbeit sorgen.

Das ist aber - auch wenn es nicht Überheblichkeit ist - schon in der Voraussetzung die Leugnung des Grundsatzes von der Zusammenarbeit. Denn dieser Satz ist doch ziemlich unvergült eine Kritik an der indischen Kirche und an unseren indischen Partnern. Diese Kritik aber nimmt wieder zurück, was eben noch feierlich proklamiert wurde: dass die indischen Kirchen im vollen Sinne des Wortes Partner, d. h. Kirchen seien.

Es bleibt Kritik auch, wenn sie sich in den Mantel ökumenischer Zusammenarbeit kleidet, und wenn der Missionar, weil er nun einmal da ist, seine Anwesenheit mit dem Zeitalter der Ökumene begründet. Vielleicht sollte man das Geschenk, das uns mit den modernen ökumenischen Errungenschaften gegeben ist, bei unseren Partnern doch nicht dadurch gefährden, dass man damit eine durchaus nicht ökumenische Haltung der Kritik verdeckt.

Eben diese Kritik zeigt ^{run} aber auch, dass die Mission der westlichen Kirchen, so wie sie bisher geübt worden ist, sozusagen zu ihrem natürlichen Ende gekommen ist. Leitbild und Masstab dieser Kritik sind ganz offenbar eben die westlichen Kirchen und ihre Lebens-
verhältnisse. Weil man den finanziellen Aufwand der eigenen Kirche als Norm setzt, beurteilt man die finanziellen Möglichkeiten der indischen Kirche so gering und ist überzeugt, dass sie ohne die westliche Unterstützung nicht gedeihen kann. Weil man an einen bestimmten Stil sozialer Arbeit gewöhnt ist, baut man in Indien Krankenhäuser, Schulen, Seminare und schafft Einrichtungen und Organisationen, die sich im Westen durchaus sehen lassen können, von denen aber schon im Anfang klar ist, dass sie ohne westliche Unterstützung und Anwesenheit in Indien vorerst nicht fortgeführt werden können. Weil man eine ganz bestimmte Vorstellung von dem hat, welche Art der theologischen Arbeit der Kirche frommt, fordert man einen theologischen Stil und ein theologisches Niveau, von denen gleich am Anfang klar ist, dass sie so in Indien nur allmählich, wenn überhaupt, erreicht werden können. So setzt jene Kritik also die eigene Kirche, wie sie historisch geworden ist, als Masstab und misst daran nun auch die neuen Partner.

2
Eben darin offenbart sich die natürliche Grenze aller westlichen Missionsarbeit in Indien. Wer nämlich gesandt ist, ist und bleibt auf Grund eben dieser Einsetzung der Repräsentant der eigenen Kirche und bleibt ihr auch verantwortlich. Er kann aus seiner Haut nicht heraus, weil er es nach Gottes Ratschluss auch gar nicht soll. Er wäre ja seinerseits kein echter Partner mehr, wenn er nicht er selbst bliebe und das darstellte, was Gott ihm durch seine Kirche gelehrt hat. Wenn er zur Zusammenarbeit in eine indische Kirche gerufen wird, soll er seine geistige Her-

kunft ja gerade nicht verleugnen.

Umso nötiger ist es dann aber auch für ihn, dass er von seinen Partnern wirklich gerufen wird. Nur dann ist er ja sicher, dass man von ihm genau die Arbeit und genau den Beitrag erwartet, den er mit seiner ganzen Person und Kenntnis leisten kann. Nur dann kann er auch sicher sein, dass seine Arbeit in ihrer "natürlichen" Begrenzung dennoch das ist, was seine Partner in einer völlig anderen Umgebung und unter völlig anderen Voraussetzungen für ihre eigene Arbeit und die Arbeit ihrer Kirche brauchen.

So hängt denn Alles daran, dass die fremden Mitarbeiter in Indien heute nicht nur gesandt, sondern zuerst von ihren indischen Partnern gerufen werden. Nur so respektiert man den Partner als wirklichen Partner, nur so kann man aber auch selber ein Partner werden, d. h. einer, der das beisteuert, was auch am neuen Ort zur Erbauung der Gemeinde dient.

Oekumenische Zusammenarbeit.

Es hat sich ergeben, dass eine echte Zusammenarbeit sowohl für die Kirchen Indiens als auch für die Kirchen des Westens nötig ist. Ohne diese Zusammenarbeit ist die Kirche eben nicht jene Kirche, die unser Herr bis an die Enden der Erde gegründet hat.

So ergibt sich aber auch, dass die bisherige Praxis der offenen oder versteckten einseitigen Sendung ein Anachronismus geworden ist, weil sie weder die Wünsche des neuen Partners wirklich berücksichtigt, noch auch jene Arbeit wirklich fördert, weil die westlichen Kirchen in Indien neu - nicht: noch immer! - leisten können und müssen.

Es scheinen sich damit die folgenden praktischen Konsequenzen abzuzeichnen.

1.

Die Missionare müssen von Indien aus wirklich gerufen werden. Damit das möglich wird, sollten die alten Verbindungen gelöst werden, d. h. die Missionsgesellschaften sollten sich auflösen. Nur so kann vermieden werden, dass alte Gewohnheiten und Bindungen der Dankbarkeit und Höflichkeit unsere indischen Freunde an einer freien Entscheidung hindern. Nur so kann aber auch vermieden werden, dass, was bisher Gottes Auftrag und von Gott gesegnet war, zum Ärgernis wird. Sie sollten sich selbst auf die Gefahr hin auflösen, dass ihre indischen Missionskirchen nicht selbständig existieren können, sondern sich an andere, geographisch oder konfessionell benachbarte Kirchen anschliessen müssen. Da aber eine Instanz vorhanden sein muss, welche Berufungen nach Indien organisiert und beiden Partnern bei der praktischen Durchführung hilft, sollten die Missionsgesellschaften diese Arbeit entweder ihren Kirchen übertragen, oder sie können sie - vielleicht schon bestehenden - übernationalen konfessionellen oder überkonfessionellen nationalen Gremien oder dem internationalen Missionsrat anvertrauen. Diese Gremien hätten dann ihrerseits von Fall zu Fall die Verbindung zwischen den einzelnen westlichen und östlichen Kirchen zu arrangieren. Wer schon eine Weile in solchen Gremien gearbeitet hat, wird wissen, wie die Gefahr einer unübersicht-

lichen Mammutorganisation vermieden werden kann. Jedenfalls ist aber schon durch die Organisation zu gewährleisten, dass die Wege für eine wirkliche freie Entscheidung unserer indischen Partner geebnet werden.

Dazu ist weiter nötig, dass sich die indischen Partner, wenn sie sich an eine dieser Gremien um Hilfe wenden, genau überlegen, für welche Arbeit, an welchem Ort und unter welchen, auch finanziellen Bedingungen sie einen westlichen Partner wünschen. Sie sind dann auch dafür verantwortlich, dass der, den sie gerufen haben, bei ihnen ungestört und ungehindert arbeiten kann.

Dazu ist weiter nötig, dass sich die westlichen Kirchen genau überlegen, für welche Arbeit sie in ihrem eigenen Bereich indische Partner brauchen. Es wird wahrscheinlich immer mehr nötig werden, Indier einzuladen, damit sie in den westlichen Kirchen von der Missionsaufgabe in ihrer Heimat erzählen und für diese Arbeit um Geld bitten. Es wird weiter wohl nötig werden, indische Theologen an Instituten westlicher Kirchen lehren zu lassen, und sei es zunächst auch nur auf dem Gebiet der Religionsgeschichte. Es wird vor allen Dingen aber nötig sein, indische Theologiestudenten und andere Studenten einzuladen und ihnen bei ihrer Ausbildung zu helfen. Dafür sollten klare Programme aufgestellt und die erwähnten Gremien um organisatorische Hilfe gebeten werden.

2. Die Zusammenarbeit muss auch auf finanziellem Gebiet auf eine neue Grundlage gestellt werden. Dazu müssen die bisherigen Praktiken geändert werden. Um jede Versuchung zur ungeistlichen Einflussnahme auszuschalten, sollte - wenigstens für eine gewisse Zeit - der direkte Weg ausgeschaltet werden. Es sollte auch darauf gedrungen werden, dass unsere indischen Partner ihrerseits den grösstmöglichen finanziellen Beitrag leisten. Alle diese, in den verschiedenen östlichen und westlichen Kirchen in allen Teilen der Welt hauptsächlich für die Evangelisation gesammelten Gelder, sollten an einer oder doch jedenfalls an einigen wenigen Stellen zentral zusammengefasst werden. Diese Gelder könnten ebenfalls von einer der oben genannten Gremien verwaltet werden. Diese Gremien hätten dann, entsprechend den von den Kirchen eingehenden Anträgen, die bei ihnen eingehenden Gelder zu verteilen. Dass dies ebenso schwierig sein wird wie die bisherige Praxis der direkten Zuwendungen an die östlichen Kirchen, liegt auf der Hand. Es gäbe aber auch gewisse Vorteile: alle Kirchen, auch die östlichen, wären für die Aufbringung der erforderlichen Gelder verantwortlich; um die Gemeinden gebefreudig zu machen, wäre eine Zusammenarbeit der östlichen und westlichen Kirchen insofern nötig, als jene, die Geld anfordern, dort für Gelder werben müssen, wo Geld erwartet werden kann - das könnte zu einer weiteren Gelegenheit für praktische ökumenische Zusammenarbeit werden; vor Allem aber wären die östlichen Kirchen von dem Gefühl befreit, immer nur die Nehmenden zu sein.

Bei einer solchen Behandlung der Finanzfrage ist es allerdings auch nötig, dass sich die östlichen - vielleicht

auch die westlichen - Kirchen genau überlegen, welche ihrer Institute sie auf Grund ihrer eigenen Finanzkraft und auf Grund der sachlichen Notwendigkeit tatsächlich verantworten können, und welche sie schliessen müssen, weil sie einmal unter falschen Voraussetzungen gegründet wurden. Für jene Institute aber, für die sich die östlichen Kirchen entscheiden, sollten sich dann alle christlichen Kirchen in der Welt verantwortlich wissen.

3. Die neue Partnerschaft sollte auch auf dem Gebiet der theologischen Ausbildung und des theologischen Austausches intensiviert werden. Der bisherigen Übung, eine grössere Zahl Missionare als theologische Lehrer in die östlichen Kirchen zu senden, sind - wie erwähnt - von der Sache her Grenzen gesetzt. Zugleich ist aber auch gerade theologische Zusammenarbeit nötig, wenn man eine Zusammenarbeit der Kirchen erreichen will.

Die östlichen Kirchen scheinen gegenwärtig besonders eine Ausbildung ihrer sog. post graduates zu brauchen. Auf diese sollte sich darum die Hilfsbereitschaft der westlichen Kirchen konzentrieren. Die Seminare und L.Th. Colleges in Indien - wahrscheinlich auch die B.D. Colleges - können unsere indischen Partner wohl schon selbst unterhalten, auch personell. Sie werden es aber wohl vorläufig noch schwierig finden, von sich aus Studenten bis zum M. Th. oder zum D.D. zu führen. Darum wäre es angebracht, dass die westlichen Kirchen ihre schon vorhandenen Institute - z. B. Selly Oak in England oder das oekumenische Institut in Bossey - insofern weiter ausbauen, als sie so viele Stipendien als nur möglich gerade auch für solche, die ihren B.D.s schon in Indien gemacht haben, zur Verfügung stellen. Falls es sich erweisen sollte, dass die vorhandenen Institute nicht ausreichen, könnten die schon erwähnten Gremien mit einigen Universitäten und Fakultäten Kontakt aufnehmen, um auch dort Freiplätze für Studenten östlichen Kirchen zu schaffen.

Dieses Vorgehen bleibt natürlich problematisch, weil dadurch das allzu einseitige Übergewicht westlicher Theologie noch vergrössert wird. Aber wie die Dinge gegenwärtig liegen, scheint sich das noch nicht vermeiden zu lassen. Um aber die Gefahr einer allzu einseitigen Verwestlichung der Theologie zu verringern, sollten auf jeden Fall erstens: mehr Vertreter der östlichen Kirchen in die Lehrerkollegien jener Institute und Fakultäten gerufen werden; und zweitens: erfahrene Vertreter östlicher Kirchen als Tutoren für jene Studenten gefunden werden, die sich im Urwald westlicher Theologie zurecht finden sollen. Diese Tutoren hätten dann die eigentliche Verantwortung dafür, dass ihre Studenten nicht einfach verwestlicht werden, sondern die Methode selbständiger theologischer Arbeit erlernen, um mit dieser Methode dann die theologische Arbeit in ihren Heimatkirchen voranzutreiben. Dazu würde vor allen Dingen auch gehören, dass sie darauf vorbereitet werden, eine theologische Literatur schaffen zu helfen, mit denen die Seminare und Colleges ihrer Heimatkirchen arbeiten können. Es ist weiter nötig, dass die Verantwortung für die Auswahl solcher Studenten und Tutoren voll

und ganz bei ihren jeweiligen Heimatkirchen liegt.

Bei Allem ist darauf hinzuarbeiten, dass möglichst bald auch in den östlichen Kirchen solche Fakultäten geschaffen werden, welche die beschriebene Intensivierung theologischer Arbeit an Ort und Stelle betreiben können. Sobald solche Institute geschaffen werden können, sind unsere östlichen Partner frei, soviel westliche Theologen wie sie zur Erlangung einer oekumenischen Zusammenarbeit auch auf diesem Gebiet für nötig halten, zur Mitarbeit einzuladen. Und die besten theologischen Lehrer des Westens sollten bereit sein, auch unter erschwerten Bedingungen solchem Ruf an eine östliche Kirche zu folgen.

Es liegt auf der Hand, dass die hier angedeuteten Unternehmungen noch lange bis zu ihrer Verwirklichung brauchen werden. Es wird dabei vor Allen des Rates jener bedürfen, die auf diesem oder ähnlichem Gebiet schon reiche Erfahrungen gesammelt haben. Es sollte aber unter allen Umständen an dem Grundsatz festgehalten werden, dass wir unseren östlichen Partnern nun wirklich das Recht der ganz freien Berufung geben und jede ihrer Entscheidungen, sei es Berufung, sei es Ablehnung, als eine geistliche Entscheidung respektieren. Das alleine kann "Zusammenarbeit im Gehorsam" heissen.

Nicht zur Veröffentlichung!

Der Empfang von Herrn Missionsdirektor Lokies in Ranchi

(Auszug aus einem Brief von Herrn Pfr. Schultz v.17.1.54)

... Unsere indischen Freunde begannen mit ihren Vorbereitungen am frühen Morgen des 9. Januar, also 24 Stunden vor Hans' wirklicher Ankunft. Sie taten es sehr intensiv, z.B. musste der Unterricht im Seminar ausfallen. Seit Bruder Niesels Besuch im vorigen Jahr um diese Zeit haben die Leute von Ranchi eine neue Methode ausgeheckt, wie man einem grossen Gast empfängt. Die einzelnen Institute der Kirche und die Gemeinschaften der Christen in den verschiedenen Stadtteilen Ranchis, die jeweils gewissermassen als kleinste soziologische Einheit der Gemeinde verstanden werden, wurden aufgefordert, auf dem etwa 400 m langen Wege von unserer grossen Kirche bis zu Klimkeits Haus (in welchem Hans sein Standquartier hat) je ihre eigene Ehrenpforte zu errichten. An ihnen war es denn auch, Hans bei ihrer Pforte mit Gesang, Böllerschüssen und Blumenkränzen zu empfangen. So sah man denn am Sonnabend die Menschen in emsiger Tätigkeit Girlanden zu wickeln und sie an aus Bambus gefertigten Pforten zu befestigen. Die Schulkinder marschierten an ihrer Pforte auf und wurden zu entsprechendem Verhalten eingedrillt. Das ganze ging natürlich in indischem Tempo vor sich - also sehr gemütlich und besinnlich - aber es schuf eine solche Atmosphäre der Vorbereitung und fröhlichen Erwartung, dass auch unsere Kinder und wir davon geradezu angesteckt wurden. Wir konnten den ganzen Tag eigentlich nichts Rechtes tun und waren immer wieder auf dem Hauptweg zu finden, um den Fortschritt der Arbeiten zu beobachten. Gegen Abend zählten wir 15 Tore - alle in der verschiedensten Weise ausgestattet - einige Tore trugen die Inschrift "Welcome", andere "Yishu sahay", eines hatte in Buchstaben aus weisser Watte in deutscher Sprache "Willkommen", nachdem die Orthographie dieses Wortes noch einmal in einer Unterhaltung mit mir sicher gestellt wurde, und auf einem Transparent war das griechische "XAIPE" zu lesen. Das muss mal der Einfall einer frühen missionarischen Zeit gewesen sein, als sie noch auf ihre griechischen Kenntnisse besonders stolz waren. Natürlich schuf die Errichtung dieser Pforten ein gewisses Problem. Sie mussten die ganze Nacht davor bewahrt werden, vor Kühen und Ziegen aufgefressen zu werden. Auch das gehörte zu den Vorbereitungen.

Und dann kam also Sonntag, der 10. Januar. Borutta und Klimkeit fuhren jeder mit seinem Auto los, Ilse Martin und wir Beide wurden mitgenommen. Wir hatten es nämlich so arrangiert, dass wir Hans und seine vier indischen Begleiter, die als Repräsentanten der Gossnerkirche ebenfalls nach Südindien zur Federationssitzung gefahren waren, aus Muri abholten. Das ist eine Bahnstation etwa 75 km von Ranchi entfernt. Dadurch dass wir sie dort abholten, konnten sie schon um 8 Uhr in Ranchi sein, während sie sonst hätten in die Kleinbahn umsteigen müssen, die erst nach neun hier eintrifft. Wir fuhren also um 4 Uhr früh los und nun geschah leider etwas, was sich auf meine Photographierfreudigkeit sehr negativ auswirkte: es fing an, leise zu regnen und blieb dabei, bis wir wieder nach Ranchi zurückkehrten. Es gab dann zwar keinen Regen mehr, aber immerhin war der Himmel von Wolken bedeckt. Und das nachdem es drei Monate lang keinen einzigen Tropfen Regen gegeben hatte; und seitdem hat sich auch wieder nicht das leiseste Wölkchen am Himmel gezeigt. Trotzdem waren wir alle sehr fidel, kamen zur Zeit in Muri an und sahen bald, nachdem der Express aus Calcutta gehalten hatte, einen dicken Wintermantel und einen Riesentropenhelm und fielen Hans gerührt in die Arme. Er hatte die Nacht nicht geschlafen, weil er nun doch davon so erregt war, dass er es endlich so weit gebracht hatte. Auch die vier indischen Brüder Lakra, Tiga, Kandulna und Horo (der neue tadellose Sekretär) waren ja dabei;

und so setzten wir uns denn unter einem riesigen Gefolge von Kulis nach unseren Autos in Bewegung. Bevor wir aber losfuhren, genehmigten wir noch erst einem Morgentee in dem für indische Verhältnisse erstklassigen, für europäische Verhältnisse fünftklassigen Warteraum. Hans und wir alle waren richtig unbeschwert fröhlich, wozu bei dreien der Inder noch dazu kam, dass man Lakra bei der Federationssitzung ziemlich hart zugesetzt hatte, seine mittlerweile etwas antiquierte Haltung innerhalb der Kirche und gegenüber solchen Missionaren wie mir nun doch endlich aufzugeben. Besonders Manikam hatte sich in dieser Richtung sehr aktiv gezeigt; und Lakra war offensichtlich einigermassen nachdenklich. Dann fuhren wir im frühen Morgengrauen auf der bezaubernden Strasse nach Ranchi hinauf und kamen wie verabredet um 8 Uhr am Eingang zu unserem Compound an. Vorher fuhren wir noch auf einem Umweg durch die ganze Stadt. Hier waren nämlich zu Ehren eines Ministerbesuches ebenfalls viele Ehrenpforten errichtet, und es gelang uns für eine kurze Zeit, Hans davon zu überzeugen, dass auch das nichtchristliche Ranchi seiner Ankunft mit Begeisterung entgegensähe. Aber dann ging der wirklich Empfang los. Hans wurden am ersten Tor die Hände gewaschen und die ersten Blumenkränze umgehängt. Borutta, Klimkeit und ich beschäftigten uns mit den Kameras. Das erste Lied begann und die ersten Riesenschlüsse gaben laut. Diese Art Krach erinnert mich leider immer noch allzusehr an Köslin 45. Aber auch diese Erinnerung wird immer wieder überlagert durch das Grandiose eines solchen Empfanges. Die Menschen freuen sich wirklich und wissen mit ihrer sprichwörtlichen Freundlichkeit und Spontaneität der Adivasis von Chotanagpur jeden, aber auch jeden, zu beeindrucken. Es gab also an jedem der Tore mindestens 4 oder 5 Blumenkränze, einen Bhajan oder einen Choral und bei den Studenten und Hochschülern auch noch kurze Ansprachen in Englisch. Ich musste mich zwischen Trommelbegleitung und Schellengeklänge bei unserem Bhajan mitsingen. So ging es vom Tor zu Tor. Die Frauen begrüßten ihn, die Studenten der Universität von Ranchi, die Schüler der Gossner Highschool, die Studenten unseres Theological College, die lutherischen Schüler des technischen College bei der Anglikanischen Mission, die Kinder, die Gossnerpresse, die Angestellten des Church Council, die Bethesdaschule und (wie gesagt) auch die Vertreter der verschiedenen Wohnbezirke in Ranchi. Der Ring der Blumenkränze um Hans' Nacken und Schultern wuchs. Sie nahmen mit der Zeit ein solches Gewicht an, dass Hans mich verstohlen fragte, wie lange er noch aushalten müsse. Auch ich habe sowas bisher, auch hier in Chotanagpur noch nicht erlebt, und Hunderte von Teilnehmern fühlten sich als eine grosse Familie.

Vor unserem Haus, in dem wir mit Lakra zusammen wohnen, befindet sich ein kleiner Rundgarten, in dessen Mitte ein Steinkreuz an den Platz und an diejenigen Missionare erinnert, die hier zum ersten Mal in unserem Land ihr Zelt aufschlugen. Vor diesem Stein war ein Podium errichtet, Mikrophon und Lautsprecher waren bereit. Hans, Lakra und die anderen führenden Personen des Church Council nahmen darauf Platz. Nun wurde er offiziell begrüßt. 5 verschiedene Vertreter der verschiedenen Stämme von Adivasis, die zu unserer Kirche gehören, überreichten ihm eine Bibelübersetzung in ihrer Muttersprache. Er erhielt also je eine Bibel in Mundari, Uraon, Kharia, Bengali und Hindi - für meine Begriffe eine unerhört geschmackvolle Geste - und Hans selbst antwortete, indem er für eine Postkarte dankte, die einige seiner indischen Freunde ihm einst schickten, und die ihn gerade erreichte, als er im Gefängnis sass. Zum Schluss begrüßte ihn der Ortspfarrer von Ranchi, Kula, unter Anspielung auf seinen Geburtsort, als einen Adivasi, der endlich in seine Heimat zurückgekehrt sei. Als wir dann schliesslich im Hause Klimkeits ankamen, bekam auch ich noch einmal das Wort, um ihn im Namen der deutschen Adivasis Chotanagpurs bei uns willkommen zu heissen.

Was lässt sie nun eigentlich einen Mann wie Hans in solcher Weise empfangen? Es ist natürlich die alte Verbundenheit und Dankbarkeit gegenüber den Missionaren, die ihnen das Evangelium gebracht haben, und die grosse Chance, aus ihrer kulturellen Rückständigkeit auszubrechen. Sie haben das nicht vergessen - trotz der Schwierigkeiten, die es in den dreissiger Jahren gegeben hat, und auch trotz der Propaganda, die eine verhältnismässig kleine, aber wichtige Gruppe unter Lakra glaubt, immer noch aufrecht erhalten zu müssen. Es gibt aber auch noch einen anderen Grund. Unsere Adivasis kennen so etwas von ihrer heidnischen Zeit her. Da gibt es die sogenannten Melas, d.h. die Zusammenkünfte entweder der Dorfgemeinschaft oder auch verschiedener Dörfer, die sich zu einem Verband zusammengeschlossen haben zu gemeinsamen Essen, Singen, Trommeln, Tanzen und Opfern. Als Christen können sie an solchen Melas nun natürlich nicht mehr teilnehmen. Sie vermissen aber auch diese Atmosphäre der Gemeinsamkeit und des grossen festlichen Trubels. Und darum nehmen sie jeder Gelegenheit wahr, um nun ihre neue Gemeinsamkeit in ähnlicher Weise zum Ausdruck zu bringen. Darum feiern sie, wo immer es geht, irgend ein Jubiläum, dessen Anlass uns manchmal etwas an den Haaren herbeigezogen zu sein scheint. Darum legen sie denn auch ihre ganze Seele in einen solchen Empfang, wie den eben beschriebenen. Sie brauchen so etwas um sich gewissermassen selbst darzustellen, und um sich ihrer selbst und ihrer Gemeinschaft bewusst zu werden. Wo immer Hans auf seinen Reisen nun hinkommt, vollzieht sich ein ähnlicher Empfang in fast denselben Formen und mit derselben Begeisterung. Er hat es in der vergangenen Woche nun schon für Govindpur, Burju und Amlescha hinter sich gebracht...

In unserem College gestern hat Hans gesehen, unter welchen äusseren Schwierigkeiten wir versuchen müssen, einen einigermaßen geordneten theologischen Betrieb aufrecht zu erhalten. Ausser den schon beschriebenen üblichen Begrüssungen gab es einen echten Tanz und abends ein offizielles Essen, mit der Hand, auf der Erde, von Blättertellern. Hinterher ein paar lustige Ansprachen... Sie sangen Bhajans, begleitet von drei schweren, dumpfen Trommeln, und tanzten dazu immer um uns herum - ein wahrhaft eindrucksvolles Bild: im Mondenschein, die Studenten in ihrer weissen Kleidung uns wie Geister umspringend, ein tolles Bild, und doch wohl unvergesslich. Heute früh ist dann ziemlich plötzlich einer unserer besten Studenten, Immanuel Ekka, gestorben. Was der liebe Gott damit vorhat, weiss ich nicht. In meinen Augen war er ein kommender Präsident unserer Kirche, und ein guter Präsident. Auch Stosch muss ihn noch gut kennen. Heute nachmittag haben wir ihn beerdigt. Hans war dabei. Und es war wie bei allen Beerdigungen unserer Kirche und wie bei der Feier des Osterfestes in der Osternacht auf unseren Friedhöfen. Es zeigte sich die ganze selbstverständliche Echtheit des Glaubens unserer indischen Freunde an die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Ich hatte mich bisher immer mit der Erinnerung an diese Art Beerdigungen und Osterfeiern getröstet, wenn ich darunter litt, dass das Evangelium unter Kirchenpolitik und leeren Formeln zu ersticken schien. Hier jedenfalls auf dem Kirchhof wird es deutlich, dass sie wahrhaftig glauben und dass unsere Kirche eine Kirche Jesu Christi ist. Auch Hans stand ganz unter diesem Eindruck.

Von unserer Reise, die nun also morgen beginnen soll, werden Bilder und Bericht zu gegebener Zeit folgen. ...

gez. Günther (Schultz)